GI44

VIII. Jahrg. Berlin, den 20. Januar 1900. Nr. 16.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Britanniens Demüthigung. Von William T. Stead	97
Der Lyriker unserer Tage. Von Kurt Breysig	110
Hugo Wolf. Von Max Graf	124
Endlich! Von Helene Migerka	126
Selbstanzeigen. Von Kohn, Jentsch, Bormann und Anderen.	129
Inquisitoren, Märtyrer und Düsterdieck.	134
Prospektbefreiungen. Von Lynkeus	138
Notizbuch	141

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft

Friedrichstraße 10.

1900.

Dr. Leibold, Berlin, Potsdamerstr. 39, Spezialarzt für
Entziehungskuren von **Morphium**, Opium, Cocain, Alkohol etc.
Nach schonendster, besonderer u. neuer Methode. Siehe Dr. L.:
D. sich. Heil. d. Morph.-Krankheit ohne Qualen. — Verlag H. Stens, Cleve.

Die Blookerschen
Cacaotassen

stehen in Detailgeschäften den Käufern von:
BLOOKERS holländ. CACAO
bei 2 Pfund zur Verfügung.
Engros-Lager Berlin N.W., Schiffbauerdamm 16.

Aramint feinster Likör
Aramint-Likörfabrik, Leipzig
3 1/1 Fl. M. 8 1/2 fro. (Qual. Chartreuse). (2947

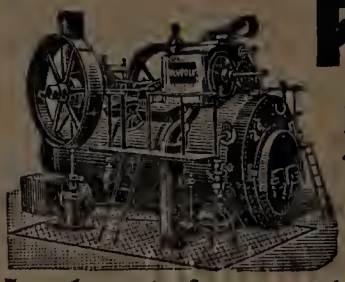
Ein Hofrath
und fünf Aerzte begutachteten eidlich vor Gericht meine überraschende Erfindung gegen vorzeitige Schwäche? (Männer)
Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurtheil
als Doppelbrief franco für **80 Pfg.** Marken.
Paul Gassen,
Köln a. Rh. No. 70.

Fort mit den Warzen!
Neuheit! Warzenstift!
beizt nicht! schmerzt nicht!
Wirkung wunderbar wie folgende Anerkennung zeigt.
Geehrter Herr Koch! Besten Dank für den Warzenstift, den Sie mir zugeschickt haben, meine Tochter hatte nämlich tausende Warzen an den Händen und durch Ihren Stift hat sie selbige in acht Tagen verloren, also nochmals besten Dank.
Hückeswagen, 20. 11. 99.
H. Obernier.
Zu beziehen pro Stück 60 Pfg. Porto 20 Pfg. von **Paul Koch,**
Gelsenkirchen 302 1/2.
Einziger Lieferant in Deutschland.

Haar-Feind von Franz Schwarzlose entfernt alle hässl. Gesichts- u. Armhaare sicher sofort und unschädlich. Dose 2 M. Nur Berlin, Leipzigerstr. 56 n. Colonnaden.
Enthaarung.

Cabinet-Comet
Graeger-Sect
Gold & Silber
Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
Sect-Kellerei
Hochheim a/M.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.



R. WOLF
Magdeburg-Buckau
Locomobilen
von 4—200 Pferdekraft
sparsamste und dauerhafteste Betriebsmaschinen für
Industrie und Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

Alleinige Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch Heinr. Eisler, Annoncen-Expedition, Berlin, Hamburg.

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Januar 1900.

Britanniens Demüthigung.*)

Das alte Jahr schloß für uns in einer düsteren Stimmung, von der man, so paradox es klingt, sagen kann, daß sie dem Weltreich größeren Segen brachte als die glänzendsten Erfolge, die ein Sanguiniker träumen konnte. Als wir uns in den südafrikanischen Krieg, den wir so leicht hätten vermeiden können, einließen oder vielmehr stürzten, da schien es möglich, unserem Verbrechen würde nicht gleich eine schleunige und exemplarische Strafe folgen. Diese Gefahr ist gnädig abgewendet worden. Wenn der Geist, in dem wir den Krieg mit den südafrikanischen Republiken begannen, mit leichten und glänzenden Erfolgen belohnt worden wäre, dann — auch ohne Prophet zu sein, konnte man es voraussagen — hätte der Uebermuth unserer Volksstimmung uns binnen wenigen Jahren, ja, vielleicht binnen wenigen Monaten, in einen Krieg mit viel furchtbareren Gegnern verwickelt als die Bauern von Südafrika es sind. Wenn wir auf den Beginn des Krieges zurückblicken und uns den Hochmuth, den Uebermuth und die anmaßende Unverschämtheit ins Gedächtniß zurückrufen, die unser Volk beherrschten und die ungezügelten Ausdrücke in den Zeitungen fanden, deren

*) William T. Stead, Englands berühmtester politischer Publizist, hat seinem Volk häufig in schwerer Zeit bittere Wahrheiten gesagt. Er war von Anfang an auch ein entschiedener Gegner des südafrikanischen Abenteuers. Seine Diagnose und Prognose — die zugleich in erweiterter Form in Steads ausgezeichneter Review of Reviews erscheint — wird auch Deutsche interessiren und vielleicht beim Lesen dieser nationalen Selbstkritik zu der Frage anregen, ob es bei uns in Zeiten schwerster Heimsuchung einem Publizisten möglich wäre, so freimüthig und rücksichtlos zu reden.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Eifer zum Krieg gehetzt hatte, dann erst erkennen wir, wie heilsam die Züchtigung war, der wir unterworfen wurden. Kein Volk — und am Allerwenigsten das englische, das durch eine ununterbrochene Reihe von Glücksfällen verwöhnt worden ist — hat Lust, besiegt zu werden. Der prahlerische Uebermuth des Jingo Goliath hat einen schrecklichen Fall erlitten. Die Massen unseres Volkes waren so aufgebläht von dem Gedanken ihrer Wichtigkeit, ihrer Macht und ihres Werthes, daß es ihnen fast wie Gotteslästerung erschien, wenn kleine Bauernstaaten es wagten, mit „Nein" zu antworten, selbst auf Fragen, die das unabhängige nationale Bestehen ihrer Republik betrafen. Goliath, der morgens und abends prahlerisch hinaustrat, um die Heere Israels zu höhnen und zum Kampf herauszufordern, schien das Ideal des herrschenden Theiles unseres Volkes geworden zu sein. Unsere Tingeltangel waren die Schauplätze des lärmenden Jubels einer siegessicheren Plebs. Die Zeitungen, die den Krieg erzeugt hatten, sagten ihren Lesern morgens und abends, daß unsere unbesiegbaren Legionen zu Weihnachten in Praetoria sein würden und daß die Armee des Generals Buller die frechen Buren zermalmen werde, die es gewagt hatten, auch nur ein Wort zur Vertheidigung ihrer Unabhängigkeit zu sagen. Die Leute von der Straße berechneten vertrauensvoll, daß der Krieg zu Neujahr beendet sein werde, und selbst Jene, die wußten, daß Buller seinen Vormarsch erst für Weihnachten plante, hofften, zu Ostern werde Alles vorüber sein. Auf Kanzeln und Rednertribünen wurde mit unserer Tapferkeit geprahlt und viele Leute redeten den lieben langen Tag nichts als Unsinn von den „herrlichen Tugenden der herrschenden Rasse" und beschimpften und verhöhnten das Volk, dessen nationale Existenz zu zerstören wir uns anschickten. Heute ist der Schwadronirgeist noch nicht gänzlich ausgetrieben, aber sein Uebermuth hat sich etwas gelegt und er prahlt nicht mehr mit Siegen, die er nicht errungen, und vertheilt nicht das Fell des Bären, den er noch nicht erlegt hat.

Es ist sehr traurig, es gestehen zu müssen, aber es ist nur die Wahrheit, daß alles Predigen, Lehren und Beten weniger dazu beigetragen hat, die Furcht Gottes in die Köpfe unserer großsprecherischen Landsleute zu pflanzen, als die Kugeln der Buren. Tausend Predigten lassen den britischen Jingo ungerührt und die überzeugendsten Beweise für die Eitelkeit und Sträflichkeit dieses selbstmörderischen Krieges machen einen viel geringeren Eindruck auf die Massen unseres Volkes als ein einziger Mißerfolg.

David vom Veldt hat Goliath niedergeworfen, nicht mit einem Kieselstein, sondern mit seiner Mauserkugel und nun windet der Riese sich auf dem Boden und denkt mit bitterem Bedauern an die sinnlose Thorheit, die ihn bewog, sich so viel auf seine Uebermacht über den winzigen Gegner einzubilden. In dem berühmten alttestamentarischen Zweikampf beutete David

seinen Sieg aus, indem er den Kopf des Riesen von den Schultern trennte. Die Buren haben bisher nicht die selbe Lebhaftigkeit in der Ausnützung ihrer Vortheile gezeigt. Sie kämpfen nur zur Vertheidigung ihres Landes. Zwar haben sie es naturgemäß vorgezogen, den Kampf auf anderem als ihrem eigenen Gebiet auszufechten; bestehen bleibt aber die Thatsache, daß ihre Operationen von Anfang an nur darauf gerichtet waren, ihr Gebiet vor der drohenden Invasion zu schützen. Daher standen sie in fast allen Fällen in der Defensive und gaben sich damit zufrieden, unsere Angriffe zurückzuwerfen.

Das Gewicht der drei Niederlagen — als die Generale Gatacre, Methuen und Buller die Buren angriffen und mit so schweren Verlusten zurückgetrieben wurden, daß die offensive Streitmacht der britischen Armee völlig lahmgelegt war — wurde noch verstärkt durch das thörichte Prahlen, mit dem viele unserer Zeitungen die früheren Gefechte und Scharmützel als ruhmvolle Siege verkündet hatten. Das genaue Ergebniß aller unserer ruhmvollen Siege auf dem Papier und wirklichen Niederlagen ist, daß wir an Toten, Verwundeten und Gefangenen beinahe 7000 Mann verloren haben, während der Verlust der Buren von ihnen selbst auf weniger als 1000 und von Winston Churchill auf weniger als 2000 Mann geschätzt wird. An Geschützen und Kriegsmaterial haben unsere Verluste die ihrigen weitaus übertroffen.

Dies Ergebniß ist sehr bemerkenswerth, besonders wenn man die feierliche Herausforderung in Betracht zieht, mit der der Krieg eröffnet wurde. Niemals haben zwei Ritter, die dazu ausersehen waren, ihre Schuld oder Unschuld durch ein Gottesgericht zu erweisen, das Urtheil des Kriegsgottes feierlicher erfleht, als die Buren es bei Beginn dieses Feldzuges thaten. Und man wird sich erinnern, daß Herr Chamberlain seine Rede im Unterhause mit den Worten schloß, er nehme die Herausforderung, an den Schlachtengott zu appelliren, feierlich und ehrerbietig an und glaube, daß unser Streit ein gerechter sei. Als er so sprach, dachte er wahrscheinlich mehr an unsere überlegenen Hilfsquellen und die Gewißheit, die Buren durch unsere Ueberzahl überwältigen zu können als an die Möglichkeit, daß der Arm Gottes in diesem Streit entblößt werden würde. Doch was immer seine innersten Gedanken gewesen sein mögen: öffentlich rief er den Kriegsgott an, den Streit zu entscheiden. Wir rühmten uns, alle Vortheile zu besitzen, die es uns ermöglichten, die Buren windelweich zu schlagen. Wir hatten geschulte Truppen ins Feld zu stellen gegen einen Haufen von Bauern, von denen die meisten noch nie einen ernsten Schuß hatten abfeuern sehen und die niemals in Reihe und Glied gestanden hatten, — nicht einmal auf dem Exerzirplatz. Wir hatten Generale, die die Kriegskunst in schweren Feldzügen in Afrika und Asien erlernt hatten. Wir hatten unsere Lyddit-granaten und wir hatten vor allen Dingen die Riesenbörse John Bulls, mit der wir Alles kaufen

konnten, was wir brauchten. Wir kämpften auf unserem eigenen Gebiet und unsere Truppen waren entflammt von Rachewünschen und Weltreichübermuth. Trotzdem sind wir nach einem dreimonatigen Feldzug auf der ganzen Linie geschlagen worden. Unsere Truppen haben die Tapferkeit gezeigt, die wir von Briten erwarteten. Aber Alles war umsonst und das Reinergebniß des Ganzen ist, daß Herr Winston Churchill, der die Frage in unserem Lager sowohl als im feindlichen genau studirt hat, zu der Ueberzeugung gekommeu ist, der Brite sei dem Buren in dessen eigenem Lande nicht nur nicht gewachsen, sondern wir müßten jedem Buren drei bis fünf britische Soldaten gegenüberstellen, um auf einen Sieg hoffen zu können.

Das ist leider nicht der einzige Punkt, wo die Buren sich überlegen gezeigt haben. Sie haben in der Behandlung von Gefangenen eine Höflichkeit, Ritterlichkeit und Menschenfreundlichkeit an den Tag gelegt, die wir in unserer Kriegsgeschichte vergebens suchen. Eine der wichtigsten Fragen betraf auf dem Friedenskongreß im Haag die menschlichere Behandlung von Kriegsgefangenen. Im Alterthum gab es diese Frage nicht, denn alle Kriegsgefangenen wurden einfach niedergemetzelt. Als die Civilisation einige Fortschritte machte, wurden die Gefangenen zu Sklaven gemacht und in unserer Zeit wird allgemein anerkannt, daß der Kriegsgefangene berechtigt ist, menschliche Behandlung zu beanspruchen und, daß ihm so viel Freiheit vergönnt werde, wie sich mit der Landessicherheit verträgt. Wenn wir die Behandlung von Gefangenen als Maßstab der Civilisation betrachten, so ist der Bur ein viel civilisirterer Mensch als der Brite. Er hat beinahe dreitausend Gefangene gemacht, und obwohl deren Beaufsichtigung, Verpflegung und Einquartirung keine geringen Anforderungen an die ohnehin übermäßig in Anspruch genommenen Hilfsquellen der Republik bedeuten, ist er seinen Verpflichtungen doch in einer Weise nachgekommen, die den Gefangenen selbst begeisterte Anerkennung abgerungen hat. Alles war geschehen, um die Härte ihres Loses zu mildern und das unbehagliche Gefühl zu lindern, daß sie Gefangene in einem fremden Lande seien. Bezeichnend war der Empfang des ersten größeren Transportes britischer Gefangenen in Praetoria. Sie wurden von der Menge, die sich bei ihrer Ankunft versammelt hatte, mit achtungvollem Schweigen empfangen, wurden durch die Straßen geführt, ohne daß auch nur ein Wort des Hasses oder Vorwurfes laut ward; und als sie am Haus des Präsidenten vorbeikamen, erhob sich Herr Krüger und entblößte, als echter Gentleman, sein Haupt, um die Tapferkeit der unglücklichen Gefangenen zu ehren.

Wie abscheulich ist dagegen das Bild, das unsere Behandlung der Gefangenen bietet! Als die erste kleine Abtheilung gefangener Buren in Ladysmith eintraf, wurden sie von den Eingeborenen mit Geheul und Beschimpfungen begrüßt, die von Berichterstattern mit kichernder Bewunderung

wiedergegeben und, so scheint es, weder unterdrückt noch bestraft wurden. Die Buren, darunter viele Verwundete, wurden auf einen Dampfer gepackt und nach Kapstadt geschickt. Dort wurden sie nicht, wie es dem Kriegsbrauch entspräche, irgendwo untergebracht, wo sie ein bescheidend Maß von Freiheit genießen konnten, sondern auf einem alten Hulk — der Penelope — zusammengepfercht, wo sie noch jetzt sind. Sie wurden nicht als ehrenwerthe Kriegsgefangene behandelt, sondern wie gewöhnliche Strafgefangene; bis heute noch hat man ihnen nicht gestattet, ihr schwimmendes Gefängniß zu verlassen und einmal ans Land zu gehen. Ungefähr eben so erging es den Gefangenen, die Lord Methuen gemacht hatte. Die bei Nicholsons Nek gefangenen Briten wurden auf der Eisenbahn in Personenwagen nach Praetoria überführt, die Offiziere in Coupés erster Klasse. Die handvoll Buren, die Lord Methuen gefangen nahm, wurden auf offenen Frachtwagen über Land geschickt, ohne Schutz vor den brennenden Strahlen der afrikanischen Sonne bei Tag und vor der bitteren Kälte der Kapnächte. Als sie in Kapstadt ankamen, wurden sie von johlenden Briten und Eingeborenen empfangen, die ihr Unglück beschimpften und sich ihres Elendes freuten. Es ist für einen Engländer nicht leicht, Das zu gestehen; aber es ist muthiger nnd ehrenwerther für uns, die Wahrheit zuzugeben als uns selbst zu täuschen.

Und bei Alledem wagt es unsere Tagespresse, statt diese Thatsachen anzuerkennen, unaufhörlich Anklagen gegen die Buren zu schleudern wegen des angeblichen Mißbrauches der weißen Fahne und wegen des Feuerns auf Ambulanzen. Thatsächlich ist es bei der modernen Kriegsführung keiner Armee möglich, das Schießen auf die Ambulanzen zu verhindern, wenn sie in die Feuerzone kommen; und was den Verwundetentransport während des Gefechtes betrifft, so haben die ersten Fachmänner anerkannt, daß die Träger die Verwundeten nicht fortschaffen können, ohne den selben Theil der Gefahr auf sich zu nehmen wie die Kämpfenden. Wenn ein Schlachtfeld mit einem Hagel von Geschossen überschüttet wird, kann jeder aufrecht Stehende getroffen werden, ob er nun das rothe Kreuz trägt oder nicht. Es ist auch ganz unmöglich, auf eine Entfernung von tausend Metern den Rothenkreuzmann von einem gewöhnlichen Soldaten zu unterscheiden. Und die weiße Fahne! Der Präsident Steyn hat sich in aller Form bei den Vertretern der europäischen Mächte über einen Brauch beschwert, der, wie er behauptet, die Bewegungen der britischen Truppen decken soll. Es mag ja vielleicht kein wahres Wort an diesen Beschuldigungen sein; aber er hat doch wenigstens die Untersuchung seiner Anklagen durch die fremden Mächte gefordert. Wir wissen übrigens von unseren eigenen Berichterstattern, daß bei Nicholsons Nek unsere Soldaten noch lange zu schießen fortfuhren, als die weiße Fahne schon gehißt worden war, und daß in der Schlacht am Tugela, als sich drei Buren mit

einer weißen Fahne näherten, um die Bedienungmannschaft der Geschütze zur Uebergabe aufzufordern, zwei von ihnen, trotz der weißen Fahne, von unseren Soldaten sofort niedergeschossen wurden. Es ist also wenig Grund vorhanden, sich über den Mißbrauch der weißen Fahne zu erregen. Es ist entsetzlich, wann immer es geschieht; aber solche Mißbräuche werden stets so prompt und hart gerächt, daß der ärgste und gewissenloseste Kämpfer sehr bald lernt, wie gefährlich es ist, die Heiligkeit der Waffenstillstandsfahne zu verletzen. Einige der von der englischen Presse am Häufigsten erhobenen Beschwerden sind obendrein einfach lächerlich. So zum Beispiel die oft wiederholte Geschichte von einem Buren, der, eine weiße Fahne in einer und einen Revolver in der anderen Hand haltend, gegen unsere Truppen vordrang und bei jedem Schritt (?) seinen Revolver abfeuerte. Der Mann muß entweder wahnsinnig gewesen sein oder die Fahne, die er trug, war nicht weiß, sondern die Fahne des Oranje-Freistaates, deren Farbe hell ist und die daher in der Hitze des Gefechtes leicht für weiß gehalten werden konnte. Doch was immer man auch über das Betragen dieses armen Teufels sonst sagen wollte: man kann nicht behaupten, er habe die weiße Fahne mißbraucht, um seine feindlichen Absichten zu verbergen.

Unsere eigenen Soldaten haben berichtet, daß sie sich weigerten, den Männern Pardon zu geben, die ihre Waffen zu Boden geworfen hatten, weil sie — so schreibt ein Soldat — den von ihrem kommandirenden Offizier erhaltenen Befehl, „das Ungeziefer auszurotten", genau befolgen wollten. Die auf der „Penelope" gefangen gehaltenen Buren erklären, daß sie von Soldaten beraubt worden seien, trotzdem doch in den Regeln des Krieges nichts klarer ist als das Recht des Gefangenen auf sein persönliches Eigenthum. Die britischen Gefangenen haben bezeugt, daß die Buren sie im Besitz ihrer Uhren und ihres Geldes ließen, zur großen Ueberraschung unseres Tommy Atkins,*) der gefürchtet hatte, seine Taschen würden unbarmherzig geplündert werden. Es ist unangenehm, diese Thatsachen zugeben zu müssen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß die britische Armee fast ausschließlich in Kriegen mit Wilden beschäftigt war und die Gebräuche des Krieges mit Wilden leicht haften bleiben. Ich hoffe, daß manche Beschuldigungen übertrieben sind und daß das Betragen unserer Truppen nicht so schlecht war, wie es dargestellt wird; aber die Leute haben einen seltsamen Begriff von britischer Ehre, die da glauben, man diene ihr am Besten durch das Totschweigen aller Anschuldigungen, statt darauf zu bestehen, daß diese Dinge untersucht werden, — sei es auch nur, um unseren guten Ruf in den Augen der Welt zu rechtfertigen. Nach der Unsumme von Beschimpfungen, die unsere Presse vor dem Beginn

*) Spottname für den gewöhnlichen Soldaten.

des Krieges gegen die Buren veröffentlichte, ist es übrigens ganz begreiflich, daß Tommy Atkins glaubte, er habe es mit einer Art wilder Bestien zu thun. Daher auch der Ausdruck des Staunens in den Briefen unserer Soldaten, wenn sie erkannt hatten, der Bur sei ein Mensch, und noch dazu ein tapferer und gesitteter Mensch. So schrieb ein bei Nicholsons Nek gefangener Lieutenant der irischen Füsiliere nach Hause: „Alles, was Ihr in England über die Buren lest, ist absolut unwahr." Dieses Staunen wurde nur übertroffen von dem Ekel bei Erkenntniß des wahren Charakters vieler Uitlanders, von denen manche in Kapstadt herumlungern, während andere thatsächlich mit den Buren gegen uns kämpfen.

Die Beweisführung, die wir jetzt von Vielen hören — sogar von Solchen, die bisher als Morallehrer galten —, lautet etwa so: Wenn wir den Krieg abbrechen und zugeben, daß wir kein Recht hatten, die Republiken zu vernichten, so ist das britische Weltreich keinen Heller mehr werth. Doch das britische Weltreich, Das geben wir Alle zu, thut im Großen und Ganzen manches Gute in der Welt; und selbst unsere Feinde würden zugeben, daß sein Verschwinden ein schwerer Schlag für Civilisation und Freiheit wäre. Deshalb müssen wir, um das britische Weltreich zu erhalten, fortgesetzt Unrecht thun, müssen einen ungerechten Krieg gegen ein Volk führen, das nichts Anderes wünscht als Ruhe, denn — so geht die Beweisführung weiter — wenn wir die Buren nicht besiegen, werden wir nicht länger als eine Großmacht angesehen werden. Es ist eigentlich recht traurig, zugeben zu müssen, daß der Bur uns nicht nur in der Kriegskunst, sondern auch in der christlichen Religion Unterricht geben kann. Das Sprichwort der Transvaalburen: „England ist mächtig, doch Gott ist allmächtig" scheint unserem Volk nicht bekannt zu sein. Es glaubt, daß der Allmächtige ein Uitlander in seinem eigenen Weltall ist, eine Art abwesenden Großgrundbesitzers, der keine Theilnahme für die Angelegenheiten seiner Pächter empfindet, und daß wir als praktische Menschen uns deshalb nicht um ihn zu kümmern brauchen, wenn es sich um Fragen internationaler Politik handelt. Aber diese Theorie genügt wohl kaum, um unser Handeln verläßlich zu regeln. Die Thatsache, daß die Buren uns bisher geschlagen haben, macht es freilich schwieriger, uns vor dem Sieger zu demüthigen. Aber wenn die Demüthigung verdient ist, sollten wir lieber nicht erst warten, bis wir noch Uebleres erfahren.

Jedes Argument, das jetzt gebraucht wird, um unser Volk zur Fortführung des Kampfes zu veranlassen, hätte mit dem selben Recht von den Spaniern im sechzehnten Jahrhundert gebraucht werden können, als sie den vernichtenden Kampf gegen die holländische Republik begannen. Die Nachtheile für die holländische Republik waren eben so groß wie jetzt für die Buren, ja noch viel größer. Trotzdem giebt heute Jedermann zu, daß es

für das spanische Weltreich unendlich vortheilhafter gewesen wäre, wenn seine Herrscher, statt den Rathschlägen des Weltreichstolzes zu lauschen, die Holländer gerecht behandelt und ihnen ihre Unabhängigkeit gelassen hätten Der Hochmuth der spanischen Dons lehnte sich gegen einen solchen Vorschlag auf; sie hofften gar zu sicher, die Angelegenheit irgendwie durchführen zu können. Trotzdem wurde das Urtheil der Weltgeschichte — oder des Schicksals, oder wie immer man es zu nennen beliebt — gegen sie gefällt. Warum sollten wir nicht aus den Lehren der Erfahrung Nutzen ziehen? Die Gefahr ist zweifellos ungeheuer; doch giebt es nicht auch Gefahren auf der anderen Seite?

Das Ziel, nach dem wir streben, könnten wir übrigens nicht durch den Sieg erreichen. Die Oberhoheit Britanniens in Südafrika beruht zum geringsten Theil auf dem Triumph unserer Waffen. Die Möglichkeit, Südafrika zu einem loyalen Bestandtheil des britischen Weltreiches zu machen, hängt von den Gefühlen ab, die die Mehrheit der weißen Bewohner Südafrikas beherrschen. Wenn wir die Holländer auszurotten, ihre Fruchtbarkeit zu beschränken oder das Land mit einer Fluth britischer Ansiedler zu überschwemmen vermöchten, dann könnte der endliche Erfolg vielleicht erreichbar sein. Doch Jeder weiß genau, daß wir die Holländer weder ausrotten, noch die Schnelligkeit beschränken können, mit der ihre Wiegen gefüllt und wieder gefüllt werden. Die Geburtenrate bestimmt die Zukunft der Völker. Pharao versuchte es in längst vergangenen Tagen, die Zahl der Israeliten mit Willkürmitteln zu beschränken, die heute anzuwenden selbst Herr Chamberlain sich scheuen würde; aber der Versuch war nicht besonders erfolgreich. Die andere Alternative — das Ueberschwemmen Südafrikas mit britischen Einwanderern — ist eine jener Vorspiegelungen, mit der man keinen Kenner des Landes täuschen kann. Vom landwirthschaftlichen Standpunkt bieten Australien, Neuseeland und Kanada den Einwanderern bessere Aussichten; auch ist die Landwirthschaft keine so verlockende Beschäftigung für den Briten, daß er sich ihr in Südafrika widmen sollte, nachdem er sie in England mehr oder weniger aufgegeben hat. Und was die Industriebevölkerung betrifft, so sind die in den südafrikanischen Minen beschäftigten Arbeiter meist Schwarze. Die Kapitalisten, denen wir diesen Krieg verdanken, erwarten von der Zukunft nicht etwa eine zahlreiche Einwanderung von Briten, sondern die Ausnützung der Schwarzen Afrikas und der Farbigen Indiens. Eine der Verlockungen, mit der man die Aktienbesitzer der Goldminen köderte, ist die Aussicht auf Herabsetzung der Arbeitlöhne, wenn erst die Buren beseitigt sind; diese Aussicht wird gewiß nicht viele Arbeiter nach Südafrika locken. Und von den Briten, die als Leiter der eingeborenen Arbeiter dorthin gehen, haben nur Wenige die Absicht, im Lande zu bleiben. Einige freilich werden dort bleiben, aber ihre Zahl genügt nicht, um der stetig wachsenden holländischen Bevölkerung ein ausreichendes Gegengewicht zu schaffen.

Der holländische Bauer ist eben der dauernde und herrschende Faktor in Südafrika. Hätten wir eine verständige und christliche Politik in diesem Lande getrieben, dann wäre es leichter zu einer loyalen, blühenden und zufriedenen Provinz des britischen Weltreiches zu machen gewesen als etwa das französische Kanada. Die Beherrscher des britischen Weltreiches sollten vollständig farbenblind sein für Rassenunterschiede, wenigstens so weit es sich um Weiße handelt. Ein holländischer oder französischer Unterthan der Königin ist so gut ein Bürger des Weltreiches wie irgend ein Engländer, Schotte oder Ire. Da die Mehrheit der Bevölkerung in Südafrika holländisch ist und da das einzige Ergebniß selbst der glänzendsten Siege und der vollständigsten Vernichtung der holländischen Republiken nur eine gesteigerte Verbitterung der holländischen Herzen sein kann, so können wir durch Fortführung des Krieges nichts gewinnen als neues Unheil. Der Tod jedes Buren vergrößert die Bitterkeit und vermehrt die Schwierigkeiten, die holländischen Afrikander zu dem glücklichen Glauben an die Gerechtigkeit und Vorzüglichkeit der britischen Herrschaft zu bekehren. Je mehr Buren wir also töten, je mehr Siege wir erringen, je vollständiger wir die Pläne der Hochfliegenden ausführen, desto gründlicher zerstören wir das einzige Element, auf das sich das Weltreich in Südafrika dauernd stützen kann. General Roberts und General Kitchener mögen den bewaffneten Widerstand der Holländer niederwerfen; aber je gründlicher sie Das thun, desto tiefer werden sie in die Herzen der Holländer die bittere Abneigung — oder gar den Haß — einpflanzen, die wir früher oder später theuer zu bezahlen haben werden.

Die Gefahr, mißverstanden, und während wir gerecht sein wollen, für feig oder schwach gehalten zu werden, ist freilich vorhanden. Aber sind denn die Gefahren geringer, die uns drohen, wenn wir die Angelegenheit durchführen? Haben die Leute, die für Vernichtung der Buren um jeden Preis eintraten, sich auch die Mühe genommen, diesen Preis zu berechnen? Haben sie auch nur versucht, sich die Gefahren auszumalen, die uns dieser Krieg bringen kann? Ich möchte mich nicht auf diese Gedankenreihe stützen; ich habe von Anfang an den Appell an meine Landsleute auf das Gerechtigkeitgefühl begründet. Doch sind die Gefahren, die unsere tolle und eigensinnige Entschlossenheit heraufbeschwören könnte, der Erwägung aller weitdenkenden Männer werth. Ich habe ein optimistisches Temperament und frohes Vertrauen in die Fähigkeit der Engländer, sich gegen alle ihre Feinde erfolgreich zu vertheidigen, wenn der Engländer im innersten Herzen glaubt, daß sein Streit ein gerechter ist. Ich habe jedoch kein Vertrauen, sondern das äußerste Mißtrauen in den Triumph Englands, falls unser Gewissen durch Ungerechtigkeit korrumpirt ist.

Wenn der böse Feind einen Feldzugsplan zur Zerstörung des britischen

Weltreiches ersinnen wollte, so könnte er nichts für seine Pläne Wirksameres finden als die jetzigen Ereignisse. Nach und nach alle geschulten Soldaten aus Großbritannien zu entfernen, sie sechstausend Meilen weit wegzuführen, sie so völlig in die Maschen eines Krieges zu verwickeln, daß es unmöglich würde, sie in sechs und unwahrscheinlich in zwölf Monaten daraus zu befreien —: Das wäre augenscheinlich ein Meisterstück satanischer Schlauheit. Das Ziel wäre jeder Mühe werth. Doch der Teufel selbst hätte sich kaum zu dem Gedanken verstiegen, England könne seine Garnisonen entblößen, um ein Ziel zu erreichen, dessen Verfolgung den leidenschaftlichen Haß aller europäischen Völker gegen uns erwecken und die wachsenden Sympathien der amerikanischen Republik erheblich abkühlen müßte. Der nächste Zug des teuflischen Spieles würde dann darin bestehen, immer kunstvoller geplante Kämpfe zu veranstalten, die unsere Feinde überzeugen müßten, daß uns alle Elemente einer Militärmacht fehlen, mit alleiniger Ausnahme der Bulldogtapferkeit des einzelnen Soldaten. Es würde der Welt gezeigt werden, daß unsere Armee ungenügend mit Artillerie ausgerüstet ist und daß nur die improvisirte Verwandlung von Schiffsgeschützen in Feldgeschütze uns vor Vernichtung bewahren konnte. Kläglich schwach an Kavallerie, mit veralteten Revolvern ausgerüstet und gedeckt durch nicht weit genug tragende Geschütze, ohne ausreichenden Vorpostendienst und unter der Führung eines zufällig anwesenden Landpolizisten: so würden unsere Truppen dann blindlings in tötliche Mausefallen geführt werden, um uneinnehmbare Stellungen in Frontattacken zu erstürmen. Nach einer Reihe „glänzender Siege", gefolgt von in tadelloser Ordnung ausgeführten strategischen Rückwärtsbewegungen, nach dem Verlust mehrerer Geschütze, der Gefangennahme von Regimentern und der Umzingelung einer ganzen Armee würde die öffentliche Stimmung zu einer Höhe beleidigten Stolzes emporgestiegen sein, daß alle Welt für die falsche Bedeutung des nächsten Schrittes blind wäre. Bevor jedoch dieser Schritt gethan wäre, würde der böse Feind es für angebracht halten, Vorkehrungen zu treffen, die erstens unseren Rückzug unmöglich machen, zweitens den wüthenden Haß, mit dem wir von unseren kontinentalen Nachbarn betrachtet werden, noch mehr entflammen und drittens bewirken würden, die britische Flotte so weit wie möglich von dem Ort zu entfernen, wo der coup de grâce erfolgen muß. Das Erste ist schon durch unseren Appell an die Kolonien gesichert worden, die wir beschworen, ihre Söhne dem Weltreich als Helfer zu schicken, damit „die Sache ausgefochten werde". Das Zweite ist nicht weniger wirksam erreicht worden durch eine „Nachfrühstückrede" des Herrn Chamberlain, in der er erstens Frankreich mit Krieg bedrohte, weil einige Künstler-Gamins des Rinnsteines in Paris gemeine Bilder gezeichnet haben, und zweitens mit einem Bündniß mit Deutschland und den Vereinigten Staaten

geprahlt hat, das von beiden Mächten sofort zurückgewiesen wurde. Das dritte Ziel wurde gesichert durch Verbreitung dunkler Geschichten über russisch-französische Absichten auf Ceuta, die unsere Kanalflotte sofort nach der Meerenge von Gibraltar trieben. Wenn das Alles erfolgreich zu Stande gebracht wäre, würde es sich darum handeln, den Weg für den vorletzten Zug zur Vernichtung unseres Weltreiches zu ebnen. Ist erst die Volksleidenschaft künstlich geschürt, der Presse buchstäblich der Mund gestopft und die Opposition bis zum Schweigen eingeschüchtert: was würde leichter sein, als die Minister zu bewegen, die vollständige Entblößung des Landes von allen militärischen Hilfsquellen als eine Demonstration unserer Thatkraft anzuordnen? So lange unsere Flotte auf dem Meere überlegen ist, kann kein Plan ausgeheckt werden, England durch eine Landung zu erobern. Aber wir leben in einer Zeit der Ueberrumpelungen. Die Möglichkeit einer kühnen Ueberrumpelung Londons durch eine französische Armee wird von unserem Kriegsministerium für so wahrscheinlich erachtet, daß es — nachdem die Angelegenheit acht oder mehr Jahre diskutirt worden war — zur Entscheidung gekommen ist: es sei gebieterisch nothwendig, zur Vertheidigung der reichsten und zur vertheidigungunfähigsten Hauptstadt der Welt eine Reihe von befestigten Lagern zu schaffen, in denen unsere reguläre Armee mit Hilfe der Miliz und Freiwilligen die fremden Eindringlinge im Schach halten könnte. Es ist zehn Jahre her, seit diese Nothwendigkeit vom Kriegsminister im Parlament zugegeben wurde. Es ist drei Jahre her, seit Lord Lansdowne beantragte, die nöthigen Vorkehrungen für die Vertheidigung Londons zu treffen. Doch bis jetzt ist wenig oder nichts geschehen, um diese Absichten auszuführen. Die Besetzung dieser nur theilweise bestehenden befestigten Lager sollte zum größten Theil den Freiwilligen anvertraut werden. Sie sollten mit allem nöthigen Material versorgt und die Freiwilligen sollten alljährlich in deren Vertheidigung eingeübt werden. Wie viel von Alledem ist ausgeführt worden? Niemand weiß es besser als das französische Kriegsministerium.

Militärische Fachmänner bezweifeln, daß — selbst wenn unsere gesammte reguläre Armee zu Hause wäre — unsere Milizen und Freiwilligen fähig wären, diese befestigten Stellungen auch nur auf dem Papier gegen eine überrumpelnde Macht von hunderttausend Mann zu halten. Daß ein derartiger Einfall, aber in größerem Maßstabe, von den Franzosen versucht worden wäre, falls wir wegen Faschoda Krieg geführt hätten, wurde im vergangenen Jahre freimüthig zugestanden. Nachdem das Kriegsfieber sich gelegt hatte, veröffentlichte eine so ernste Zeitschrift wie die Revue des Deux Mondes einen sorgsam ausgearbeiteten Aufsatz, in dem der Verfasser seine Befriedigung darüber aussprach, daß es sehr leicht sei, hundertfünfzigtausend Mann an einem einzigen Tage an unserer Südküste zu landen. Ihre Ver-

bindungen mit der Basis auf der anderen Seite des Kanals wären naturgemäß in dem Augenblick abgeschnitten, wo unsere Flotte einträfe; und wenn unsere Armee zu Hause wäre, würde sie auch ohne Schnellfeuergeschütze sich doch gegen die Ueberrumpler tapfer gehalten haben. Um eine solche Ueberrumpelung gegen jede Möglichkeit des Fehlschlagens zu versichern, war es nothwendig, erstens die reguläre Armee zu beseitigen, dann die Miliz zu schwächen und endlich die Freiwilligen unbrauchbar zu machen, indem man die kräftigsten Mitglieder jeder Abtheilung verlockte, sich zum Dienst in der Fremde anzubieten. Das Alles hat sich vor unseren Augen abgespielt. Um ein Albdrücken in Südafrika zu beseitigen, wird das Herz des Weltreiches seinen Feinden entblößt. Alle unsere Reserven sind zu den Fahnen berufen. Unsere indische Besatzung, schon fünfzehntausend Mann unter ihrer Sollstärke, wird noch weiter vermindert. Die Blüthe unserer regulären Armee ist in Afrika eingeschlossen und zu Hause sind nur noch schwächliche Knaben und ungedrillte Rekruten. Und die Krönung des Werkes war der Aufruf an die Freiwilligen, ihrer eigentlichen Pflicht als Vertheidiger unserer Küsten abtrünnig zu werden, damit auch sie helfen könnten, vierzigtausend Bauern in Südafrika darüber zu belehren, wie die Macht und Majestät des überragenden Volkes zu verehren sei.

Wenn nun der Urheber allen Uebels einen Plan entworfen hätte, um unseren Feinden zu ermöglichen, dem Herzen des britischen Weltreiches einen tötlichen Dolchstoß zu versetzen: hätte er zu diesem Zweck etwas wunderbar Wirksameres ersinnen können als Das, was thatsächlich geschieht? Frankreich, das mit fieberischer Ungeduld die Vervollständigung von Albions Entwaffnung beobachtet, würde hunderttausend Mann als ein geringes Opfer für die ungeheure Rache ansehen, die es ihm ermöglichen würde, London — und sei es auch nur einen Tag lang — von seiner Gnade abhängig zu machen. Die Uebergabe à la Jameson der ganzen Einfallarmee wäre unbedeutend im Vergleich zu dem Vortheil der Zerstörung unseres einzigen Arsenals und der Plünderung Londons. Deutschland würde Das niemals erlauben, sagen Sie? Wer weiß? Das deutsche Volk würde über eine solche Demüthigung Britanniens frohlocken und die deutsche Regirung würde vielleicht berechnen, daß die unvermeidliche Zerstörung der französischen Flotte es werth sei, Frankreich zu erlauben, sich für Faschoda durch die Einnahme Londons zu rächen. Außerdem wäre, falls Deutschland sich einmischte, Rußland gezwungen, den Krieg zu erklären — und Das wäre viel ernster für Deutschland als der vorübergehende Erfolg einer französischen Ueberrumpelung Londons. Man sagt, dieser Gedankengang sei „unsinnig"? Die französische Regirung würde es nicht gutheißen?" Vielleicht nicht. Aber wenn ein solcher Zug auf dem Völkerschachbrett gemacht würde, so hätten wir es nicht mit der jetzigen fran-

zösischen Regirung zu thun, sondern mit einer Regirung ganz anderer Art. Vielleicht mit einer aus den Führern der Armee zusammengesetzten Regirung, den selben Führern, über die unsere tugendhafte Presse vor einigen Monaten die Schaale ihres Zornes zu ergießen liebte. Und, was den Anlaß zum Krieg betrifft, so hat ein englischer Premier vor einigen Jahren die vollkommen zutreffende Bemerkung gemacht — eine Bemerkung, die heute sogar noch treffender ist als damals —, daß die Schwierigkeit nicht darin besteht, einen Anlaß zum Krieg zwischen England und Frankreich zu finden, sondern darin, zu vermeiden, daß man bei jeder Wendung über einen Anlaß stolpere. Deshalb wage ich ehrfurchtvoll, unsere Lenker und Herrscher und ihre Bärenführer von der Pfennig- und Halbpfennigpresse anzuflehen, wenigstens zehn Minuten zum Nachdenken darüber zu verwenden: ob nicht ihre leidenschaftliche Entschlossenheit, die englische Flagge über Praetoria zu hissen, dazu führen könnte, daß wir im nächsten Jahre die Trikolore, wenn auch nur vorübergehend, auf dem Westminsterpark flattern sehen.

Ich hoffe zuversichtlich, daß dieses äußerste Unheil nicht über uns hereinbrechen wird. Aber eine solche Katastrophe liegt wenigstens eben so im Bereich der Möglichkeit wie die Einnahme von Paris, als die Legionen des zweiten Kaiserreiches sich zu dem berühmten Marsch nach Berlin in Bewegung setzten, der in Sedan sein Ende fand. Die Niederlage Frankreichs hatte, wenn sie auch direkt durch die überlegene Geschicklichkeit und Zahl der Deutschen bewirkt war, ihre Wurzeln doch in der moralischen Entartung des Volkes. Kann irgend Jemand, der die londoner Presse in den letzten drei Monaten verfolgt hat, daran zweifeln, daß die meisten Elemente, die zur Niederlage Frankreichs im Jahre 1870 führten, heute in unserer Mitte zu finden sind? In Herrn Chamberlain haben wir einen zweiten und geschwätzigeren Emile Olivier; und nach den augenscheinlichen Ergebnissen in Südafrika zu urtheilen, ist Lord Landsdowne nicht besser auf eine große internationale Messung der Kräfte vorbereitet, als Napoleon der Dritte es war Vielleicht fügt uns ein gnädiges Geschick in Südafrika so viele Niederlagen zu, daß unser Volk gezwungen wird, den Thatsachen ernstlich ins Auge zu sehen. Wenn aber die Warnung, die bisher in flammenden Buchstaben an die Mauern unseres afrikanischen Weltreiches geschrieben war, verbleichen und verschwinden, wenn ein Siegesmarsch nach Praetoria ihre Spur verwischen sollte, dann ist zu fürchten, daß auch wir unser Sedan finden und unsere Stellung als Großmacht unter den Völkern der Erde aufgeben müssen.

London. William T. Stead.

Der Lyriker unserer Tage.

Wer in kunst- und literargeschichtlicher Forschung nach Ordnung und Urtheil strebt und deshalb den Gesetzen des bildenden und dichtenden Schaffens nachzuspüren trachtet, wird, meine ich, immer dazu gelangen, zwei Formen, zwei Richtungen von einander zu scheiden: Stoffkunst und Formenkunst. Nicht, als ob die eine der Form entbehrte und die andere des Stoffes, aber in dem Sinne, daß es der einen Gruppe von Kunstschulen oder Poetengenerationen auf die Wiedergabe der Wirklichkeit vornehmlich ankommt, der anderen aber auf die Freiheit der Formengebung. Und eben deshalb wird die Stoffkunst danach streben, die ganze Fülle der Welt und der Dinge wiederzugeben, die Formenkunst aber wird unter den Stoffen wählen, um die zu finden, an denen sie ihrem Formentrieb Ausdruck geben kann. Die Stoffkunst wird sich keine Skrupel darüber machen, wenn sie von den Tausenden und Millionen Einzelfällen und Wiederholungen, mit denen uns die Wirklichkeit überschüttet und, ach, so oft ermüdet, nicht wenige reproduzirt, die Formenkunst aber wird nach dem Seltenen oder doch Typischen suchen, um es allein wirken zu lassen. Die Stoffkunst wird sich auch in der Einzelwiedergabe nicht leicht in Treue und Genauigkeit genug thun können. Die Formenkunst wird ihren Stolz darin suchen, die Menge der gleichgiltigen und nebensächlichen Züge zu übergehen und das Charakteristische allein hervortreten zu lassen. Alle Stoffkunst ist Erinnerungskunst: sie will erzählen, beschreiben, berichten, reproduziren; alle Formenkunst aber ist Phantasiekunst, denn sie kann sich nur mit Hilfe der Einbildungskraft von dem Vorbilde der Wirklichkeit frei machen, dem jene huldigt. Der Stoffkunst ist das Kleine und das Unbedeutende eben so willkommen, wenn nicht erfreulicher, als das Wichtige und Bedeutende; der Formenkunst aber liegt die Vorliebe für große und allgemeine Stoffe im Blut, denn sie kann an großen Gegenständen die große Form am Ehesten pflegen, allgemeine Vorwürfe aber lassen ihrem phantastischen Formentrieb den freiesten Spielraum und beide Gattungen fordern dazu auf, überflüssiges und hinderliches Beiwerk fortzulassen.

Diese beiden Kunstrichtungen stufen sich in zahlreichen Unterarten ab: die Stoffkunst kann von einem hohen Drang nach dem innersten Kern der Dinge beseelt sein, sie kann, wie am Königlichsten Donatello oder Velazquez oder der Shakespeare der Komoedien gethan haben, zwar der Wirklichkeit getreu bleiben, aber doch ihr nur das Wichtigste, Wesentlichste ablauschen wollen; und wieder liebt sie es zuweilen, in die dumpfen Kellerstuben der Armuth hinabzusteigen, ja, sie hat sich schon bis zum Schmutz der Gasse und seiner Abschilderung hinabgelassen. Formenkunst aber hat sich sehr oft in allzu blasse, allzu unkörperliche Schemen verflüchtigt, sei es einer Idee zu Liebe,

sei es verführt durch irgend eine ungreifbare Neigung der Phantasie. Und, noch schlimmer, ihr droht immer von Neuem die Gefahr nachahmenden, verflachenden Epigonenthumes; denn da sie nicht, wie alle Stoffkunst, über das reiche Reservoir von Gestalten und Bildern verfügen kann, das Natur und Wirklichkeit darbieten, so ist sie in unselbständigen Händen von vorn herein auf die Nachahmung älterer großer — zuweilen wohl auch kleiner — Meister der Form angewiesen. Die Zahl dieser Variationen und Schattirungen scheint unerschöpflich, aber sie wird noch vermehrt durch die unabsehbare Fülle der Möglichkeiten, die durch die Mischung beider Strömungen und jeder ihrer Wellenzüge mit jedem anderen entstehen kann und oft genug entstanden ist.

Alle Kunst- und Poesiegeschichte bietet für die einzelnen Stufen dieser unendlich langen Skala immer neue, immer wieder variirte und individuell gefärbte Beispiele dar; aber der suchende Blick braucht nicht allzu weit zu schweifen, um eine sehr reiche Sammlung fleischgewordener Belege für diese Theorie aufzufinden. Wer nicht allzu genau prüft, könnte meinen, das nun scheidende Jahrhundert böte, für sich allein betrachtet, eine zureichende Summe historischer Fälle für den Gesammtbereich aller Kunstrichtung dar. Ja, wer mancher der eiligen Federn Glauben schenken wollte, die heute nur allzu schnell bereit sind, über Ziel und Ertrag all unserer Kulturbewegung ein — für heute und die nächsten vier Monate — endgiltiges Urtheil abzugeben, sollte meinen, unser eigenes, engstes Zeitalter, die letzten drei bis vier Jahrzehnte, repräsentirten einen Mikrokosmus jeder denkbaren Kunstübung. Denn man verkündigt sehr laut, daß unsere schnelllebende Zeit ungefähr alle drei, spätestens alle fünf Jahre eine neue Wendung des künstlerischen und poetischen Schaffens herbeiführe. Und man kann zuweilen aus dieser Thorheit noch thörichtere Konsequenzen ziehen sehen: in einer der Zeitschriften, die löblicher Weise der Wiedergeburt dekorativer Kunst, die uns Glücklichen zu Theil wird, literarisch Hilfsdienste leisten, waren vor Kurzem bewegliche Klagen zu hören, wie jämmerlich hippokratische Züge diese neue Kunst trage; früher — Das heißt: buchstäblich ganze drei Jahre lang — sei sie vorwärts gegangen, jetzt aber erschöpfe sich „schon“ ihre produktive Kraft. Mir scheint, die Hastigen und Ungeduldigen sind hier nicht die Schaffenden, sondern die Zuschauer, — die Gaffenden, so unhöflich es klingt.

In Wahrheit vollzieht sich allerdings eine große Wandlung vor unseren Augen, aber sie nimmt sich durchaus Zeit, wie noch jede gesunde Revolution im geistigen oder staatlichen Leben. Was man im Uebrigen für neue Strömungen hält, Das ist das Wellengekräusel der Oberfläche. Wieder nämlich, doch freilich nicht seit gestern oder vorgestern, sondern seit mehr als dreißig Jahren, ist der alte Kampf zwischen Stoff- und Formenkunst entbrannt, der Allen, die ihn ausfechten viel persönliches Leid bringt und der doch nothwendig ist für

die stete Erneuerung künstlerischer Ziele und künstlerischer Leistung. Denn Kampf allein ist Leben, Bewegung, Fortschritt, Schaffen.

Er ist auf der ganzen Linie entbrannt, er ist viel früher in der bildenden Kunst als in der dichtenden, früher in der fremden als in der deutschen Poesie aufgenommen worden und er gewährt dem aufmerksamen Beobachter der Kulturentwickelung unserer wahrlich nicht armen Zeit ein unsäglich reizvolles Schauspiel. Denn so viele ähnliche Gegensätze man auch in allen früheren Zeitaltern aufspüren mag, von dem — zeitlich umgekehrten — Kontrast zwischen Praxiteles und Lysipp bis zum Todeskampf des niederländischen Realismus gegen die eindringende Barockmalerei, von dem viel unrühmlicheren Erliegen der deutschen Wirklichkeitkunst vor der italienischen Invasion im sechzehnten Jahrhundert bis zu dem Siegeszug des Klassizismus durch das Europa des ausgehenden Rokoko: dieser Kampf ist, wie jede kraftvolle historische Erscheinung, doch ganz unvergleichlich. Denn so folgerichtig und bewußt war noch keine Stoffkunst aufgetreten wie die, die seit den Tagen Walter Scotts und Delacroixs, des Kleists der Novellen und der Düsseldorfer, Alessandro Manzonis und der Schule von Fontainebleau in immer neuen, immer radikaleren Vorstößen sich bis zu dem Naturalismus Flauberts und Zolas, Millets und Manets und aller seiner außerfranzösischen Seitenbewegungen und Nachahmungen gesteigert hatte.

Doch noch lange, ehe diese große Bewegung sich ausgelebt, ja, noch ehe sie ihren Höhepunkt erreicht, ehe sie ihre letzten von Logik und zuweilen auch von Schmutz starrenden Konsequenzen zu ziehen angefangen hatte, hat sich die Gegenströmung geltend gemacht. Es giebt nichts Reizvolleres für den Betrachter des Laufes der Zeiten als dieses fast geologisch anmuthende Schieben und Drängen der immer von Neuem sich hebenden und versinkenden Schichten der Erd-Geschichte des Geistes. Unendlich selten wird in starken und reichen Zeiten der einzelnen Bewegung verstattet, sich ganz auszuwirken; ein oder zwei große Anreger und starke Könner machen ihr durch heftige Angriffe und Vorstöße Platz, sie gelangen auch wohl, falls ihnen langes Leben gegönnt ist, zu Ruhm und Anerkennung, aber schon ihren nächsten Trägern, Nachfolgern, Epigonen, wenn nicht schon ihnen selbst, wird der Besitz der eben erst eingenommenen Position streitig gemacht und eine neue Generation stürmt auf den Plan. Dieser Kampf muß immer wieder gekämpft werden; und seine Schlachtfelder sind auf den Feldern der Wissenschaft, der religiösen Geschichte eben so zu suchen wie auf denen des künstlerischen und poetischen Schaffens. Er bringt viel Bitterniß in das Leben der geistig Thätigen: der oft brutale Widerstand der Alten, die, im Besitz der Macht, des Ruhmes, der autoritativen Stellungen, oft genug rücksichtlos jede Neuerung zu Boden schlagen, erschwert den Jungen, Stre-

benden die Anfänge ihres Wachsthumes; den Besitzern aller jener guten Dinge aber verdüstert die oft eben so einseitige, oft pietätlose Jugend mit ihren Angriffen, mehr noch die eigene Sorge zuweilen den Lebensabend. Manche schleichen sich aus diesem Kampf, indem sie, vorsichtig nach links und rechts sich biegend und beugend, jedem Konflikt auszuweichen suchen und dabei dann auch freilich nichts Eigenes erringen. Manche — die Besten — sind über ihn erhaben, die ewig Jungen, die auch am Abend noch vom Baum ihres Lebens Früchte zu pflücken wissen. Manche, die Renegaten ihrer Generation, wechseln die Front und werden hitzige und meist gehässige Verfechter einer Parteisache. Den Allermeisten endlich werden alle diese Fragen und Entscheidungen nie vorgelegt, denn sie bilden die behaglich nachtrottende Heerde, der bei einem gedankenlosen Epigonenthum am Wohlsten zu Muthe ist und die auf diese Weise der Kultur in der That auch die besten von den ihnen überhaupt möglichen Diensten leisten.

In der Malerei hat der Kampf einer neuen Formkunst gegen eine noch keineswegs gealterte, noch in voller, reifer Kraft dastehende Stoffkunst zuerst begonnen. Nach Millet freilich, aber noch vor Manets ersten neuen Würfen haben die beiden großen Vertreter einer ganz unwirklichen, phantasie- und formentrunkenen Kunstübung in der Stille ihr Werk begonnen: Moreau, dessen berauschend phantastische Traumbilder man nie vergißt, und der viel größere Puvis de Chavannes, der dem Schein nach als ein Spätling des Klassizismus auftrat und der in Wahrheit dem Trecento und dem größten seiner Meister wahlverwandt war, der antike Vornehmheit und archaisch-herbe Wahrhaftigkeit, der die plastische Schönheit des Leibes mit der wunderbaren Unbestimmtheit nur andeutend umrissener Gesichtskonturen und schwimmender grau-grüner Schleierfarben verband. Aber er, der seinem Volke und der Menschheit das größte Kunstwerk des neunzehnten Jahrhunderts hinterließ, blieb lange unbeachtet; seine Stunde war noch nicht da. Die englischen Präraffaeliten, die sich an das Quattrocento viel abhängiger anlehnten als Puvis an Giotto, haben gegen eine weit minder stark entwickelte Wirklichkeitkunst viel rascher gesiegt. Unser Böcklin aber hat am Härtesten kämpfen müssen. Er, dessen erste Anfänge noch durchaus an die letzten Nachklänge des Klassizismus, an Rottmanns heroische Landschaften etwa, erinnern, mußte Jahrzehnte lang abseits stehen, bis der deutsche Realismus vorübergerauscht war, der in der Malerei vor lauter Stoffhunger mit Ausnahme Menzels und des spätgeborenen Leibl so oft zu übler Seichtigkeit hinabsank, der auch in seinen naturalistischen Ausgängen nur den einen großen Könner Liebermann hervorbrachte und der doch ein halbes Jahrhundert lang unseren Geschmack vollkommen beherrschte. Die literarischen Vertreter des alten Klassizismus, die in Böcklin, so sollte man meinen, einen Erneuerer

ihrer alten Ideale hätten willkommen heißen sollen, haben ihm keinerlei Beistand geleistet: ihren durch Cornelius' gänzlich unkoloristische Kunstweise befangenen Augen war des großen Meisters strahlende Farbenpracht viel zu hell und neu, als daß sie den Weg zu ihm hätten finden können. Auch er ist erst dann zu Ruhm und Autorität gelangt, als die Zeit erfüllet ward, — nicht durch das Verdienst seines Volkes, das ihn auf der Höhe seines Wirkens würde haben sterben lassen, ohne ihn auch nur erkannt zu haben.

Am Anziehendsten aber gestaltete sich das Ringen der beiden Kunstformen doch dort, wo der Naturalismus selbst den Weg zu den neuen Zielen einschlug. Denn auch diese Form des Ueberganges hat unser reiches Zeitalter gefunden. An einer Stelle nämlich läßt sich verfolgen, wie der Naturalismus bei folgerechter Verfolgung seiner eigenen Bahn in sein Gegentheil, in eine reine Phantasiekunst umgeschlagen ist. Tritt man in der Galerie des Luxembourg in das kleine Zimmer, das eine einsichtige Verwaltung für die neueste Phase des französischen Realismus unter dem Wuthgebrüll der akademischen und der gerade herrschenden gemäßigt-realistischen Schule erübrigt hat, so findet man einige Bilder Monets und des ihm verwandten, doch weit hinter ihm zurückbleibenden Sisley, an denen man wie mit einem Blick den Umwandlungprozeß erfassen kann. Dieser Vorgang bietet eins der merkwürdigsten Dokumente zur Psychologie der Kunst dar: denn Monet, der seinem älteren Freund Manet sich aufs Engste angeschlossen hatte, gedachte sicherlich, da er seine Bilder, die ersten Erzeugnisse der sehr treffend als impressionistisch bezeichneten Kunstrichtung, wagte, den höchsten Triumph realistischer Wirklichkeitkunst auszuspielen. Manet hatte den Kampf gegen die unwirklichen dunklen Farben der alten Staffelei-Malerei, gegen die altmeisterlich braune „Atelier-Sauce" aufgenommen; er hatte auf seine — an sich nicht eben künstlerisch gedachten — Bilder stärker helles Licht gegossen, er hatte begonnen, um das neue Problem der Luft zu ringen, und hatte sich bei allen diesen radikalen Neuerungen nur auf einen Führer, auf sein Auge, verlassen. Claude Monet, unzweifelhaft der größere Artist von Beiden, gedachte, ihm nachzuahmen und sein Prinzip noch zu steigern, indem er nicht nur ein Bild wiedergab, das er in freier Luft empfing, sondern es auch im Einzelnen nach dem Eindruck seines Auges modifizirte. Wo Manet allzu objektiv die starre, klar umrissene Licht- und Farbenwirklichkeit sah und wiedergab, sah er viel feinere, durch Wetter, Jahres- und Tageszeit bestimmte Nuancen. Indem er diese koloristisch viel schwerer definirbaren, aber darum auch zarteren Schattirungen nachbilden wollte, gedachte er also im Grunde, noch objektiver, noch exakter, noch realistischer zu sein. Aber da er sie mit Künstleraugen sah, nicht mit denen des Gelehrten wie Jener, so gab er den zarten Schmelz der Wirklichkeit wieder, wo Manet oft nur allzu plump und roh ihre Nackt-

heit abgeschrieben hatte. Und indem er sich auf die — sehr flüchtigen — Impressionen des Augenblickes verließ, gab er sich dem unkontrolirbaren Wirken seiner Phantasie viel mehr hin, als es der strenge Kodex konsequenter Wirklichkeitkunst zuläßt. Und so malte er seine Frühlingsgärten, die eher mit einem Rosenblatt oder mit einer Apfelblüthe als mit einem Pinsel auf die Leinwand übertragen scheinen; so wurde er unvermerkt zum Ueberläufer, da er sich erst recht in der Sache des Naturalismus zu bestärken dachte. Seine Bilder haben immer mehr den Charakter schöner Träume nach der Wirklichkeit angenommen und auch der Grundzug aller Formenkunst hat sich seinen späteren Werken aufgeprägt: als Schöpfer der pointillistischen Farbentechnik hat er das Arsenal der Malerei um ein neues Werkzeug formender, in diesem Falle färbender Kunst bereichert.

Und wunderbar: die selbe merkwürdige Art des Ueberganges von einem Extrem in das andere hat sich auch in der Dichtung abgespielt, in der sich im Uebrigen der Umschwung viel langsamer als in der Malerei vorbereitet hat. Zwar der erste Vorläufer, Baudelaire, ist früh genug aufgetreten; die Einheit der gesammtkünstlerischen Bewegung hat den Präraffaeliten Rossetti zum lyrischen Vorkämpfer seines ästhetischen Glaubensbekenntnisses werden lassen; aber nachher hat es lange gedauert, ehe die reine Form auch unter den Poeten wieder zur Geltung kam.

Am Oftesten aber geschah es in ähnlichen Mischformen wie in dem Falle Monets, denn das klassizistische Epigonenthum, das weder in Frankreich noch in Deutschland ausstarb, hat nirgends recht die Kraft zu einer inneren Erneuerung gefunden; es wird noch manches Jahrzehnt sein Leben fristen und schließlich eines lautlosen, aber anständigen Todes sterben.

Ibsen zunächst steht eben so sehr am Ende der realistischen Bewegung, wie er ein Erwecker neuer phantastischer Kunstgedanken ist. Wer um 1890, vor Maeterlincks Auftreten, der dramatischen Kunst Europas eine Prognose hätte stellen wollen, hätte aus Ibsens Hinneigung zum Symbol, die nicht nur seinen Realismus, sondern — was mehr sagen will — seine etwas nüchterne Lehrhaftigkeit überwindet, auf das Wiederaufleben einer der Wirklichkeit abgewandten Poesie schließen können. In Aufzeichnungen, die ich mir in etwas späterer Zeit, im Jahre 1895, doch auch noch vor dem Bekanntwerden Maeterlincks in Deutschland, machte, finde ich eine solche Deutung der Zeichen der Zeit vertreten. Aber noch viel klarer tritt der selbe Zusammenhang hervor bei zwei Jüngeren, dem Dänen Jacobsen und dem freilich noch um ein Jahrzehnt später aufgetretenen Gabriele d'Annunzio.

Mit Jacobsen ist in die europäische Prosa eine Fülle von der Klang- und Farbenschönheit gegossen worden, die sie lange — vielleicht seit Jean Paul — entbehrt hatte, und sie ist, verwunderlich genug, zuerst der unkünst-

lerischsten Gattung des Realismus, dem Roman, zu Theil geworden. Eine unerhörte Kunst der Wortfügung, der Auffindung gewählter und edler Satzgebilde verband sich hier mit einer wahrhaft schöpferischen, fast mehr bildenden, koloristischen als dichtenden Phantasie. Hier sollten Rosen stehen: die Worte, die Jacobsen über eins der wundervollsten Werke seiner Kunst gesetzt hat, sie klingen wie ein Symbol all seines Schaffens. Und doch hat dieser malende Poet, dem die Bildkraft seines Hirnes die schönsten Gaben schenkte, die ihm wurden, sich noch für einen Realisten gehalten. In seinem Briefwechsel mit den Brüdern Brandes liest man, nicht ohne Rührung über seinen frommen Irrthum, wie er sich so bezeichnet. Denn auch die andere große Errungenschaft seiner Kunst, die Seelenmalerei seiner Romane und Erzählungen, die in die tiefsten Tiefen des Herzens taucht, ist weit weniger ein Vermächtniß der älteren Wirklichkeitkunst, als man vermuthen sollte. Sie mag sich an ihr geschult haben, aber sie ist ihr nicht gleich. Dazu ist sie zu divinatorisch, zu sehr gefühlt; sie ist nicht die nüchterne Psychologie, die die Naturalisten, diese Anatomen des Herzens, ausgebildet hatten, sondern ein sanftes, mitfühlendes Sichversenken. Sie rührt auch an die Wunden der Seele mit weicher, leiser Hand, da Jene doch nur mit der kalten Stahlsonde umzugehen wissen. Eben deshalb aber sind die schönsten Blumen unserer neuen Kunst auf dem Erdreich des Realismus gewachsen, aber sie hat sich über ihn erhoben und streckt alle ihre zarten Blüthen dem Licht der reinen Form zu.

Noch deutlicher aber tritt der selbe Zusammenhang ans Tageslicht in dem Werke des jungen Meisters, der sich in unseren Tagen anschickt, den alten, ach, nur allzu sehr verblaßten Ruhm der italienischen Kunst in neuen Farben wieder aufleuchten zu lassen. Gabriele d'Annunzios Abhängigkeit von den letzten Ausläufern des französischen Naturalismus ist so unverkennbar, daß Manche der Ansicht sind, sie allein gebe ihm in der Geschichte des italienischen Romanes die ihm eigenthümliche Note. Und doch kann davon nicht die Rede sein. Zunächst ist wichtig, zu bemerken, daß der Romanschreiber, an den er sich unzweifelhaft am Engsten angeschlossen hat, Paul Bourget, unter den radikalen französischen Realisten der letzten Jahrzehnte schon die Stellung eines halb Abtrünnigen einnimmt. Wenn er zu den Modernen gehört, die, zu des alten Zola unaussprechlichem Aerger, sei es aus innerem Bedürfniß, sei es um der Mode willen, mit einem neuromantischen und selbstverständlich katholischen Christenthum liebäugeln, so ist Das, literargeschichtlich betrachtet, nur ein äußeres Symbol innerer künstlerischer Abwendung. Paul Bourget hat als ein anderer Monet, ein literarischer Impressionist, dem reinen Naturalismus abgeschworen, indem er das Auge von der Umwelt ab- und dem eigenen Herzen zuwandte. Kein Zweifel: Maler und Dichter haben die Abkehr vom alten Wege in ganz verschiedener Richtung vollzogen. Der Eine

hat weiter beobachtet und nur das Resultat seines Schauens subjektiver gefaßt, der Andere hat den Blick vollends von außen nach innen gekehrt und hat so auch das Objekt gewechselt. Und trotzdem ist von den Beiden Monet sicherlich der Ichbewußtere, der Phantastischere, der Artistischere, denn sein Wirklichkeitbild ist das traumhaftere, das zartere, das sublimirtere.

Gabriele d'Annunzio aber ist nicht nur auf Paul Bourgets Schultern viel höher gestiegen: er hat auch zu diesem von ihm angetretenen Vermächtniß ein Neues gefügt. Einmal nämlich ist seine Psychologie noch sehr viel schärfer geworden als die Bourgets. Auch Bourget war ein Entdecker; Daudet, der die Kunstweise Dickens' in jedem Betracht auf sein Volk und seine Zeit übertragen und ihr, ähnlich wie Gustav Freytag, ein Vertreter des stilisirenden Realismus, einige nicht immer glückliche Lichter aufgesetzt hatte, hat in seiner Sappho (1884) einmal einen Vorstoß nach dieser Richtung gemacht, hat ihn aber später nicht weiter verfolgt. Bourget aber, dessen erster Roman im selben Jahre erschien, ist auf dem gleichen Wege weit fortgeschritten. Aber er sagt uns heute nicht so viel Merkwürdiges, daß wir dem Poeten Bourget vergeben könnten, was uns der Psychologe Bourget zuweilen etwas lehrhaft vorträgt: und, was noch schlimmer ist, der Poet Bourget giebt sich nicht allzu viel Mühe, uns diese kleinen Pedanterien vergessen zu lassen.

Gabriele d'Annunzio vermag Beides. Seine Stoffwahl schmeckt noch sehr, nach meinem Geschmack allzu sehr, nach dem naturalistischen Ursprung seines Dichtens: das Geschlechtsleben ist sicherlich der interessantesten Probleme voll, aber ob es das für den Poeten ersprießlichste Feld der Seelenforschung ist, scheint mir mehr als zweifelhaft. Man braucht nicht prüde zu sein und kann doch Nietzsches strafendes Wort von den eklen Geheimnissen des Sexuellen billigen. Annunzio erwürgt uns fast mit seinen Offenbarungen aus dieser trüben, dunklen Untersphäre; und auch in anderen, ästhetisch vielleicht wichtigeren Stücken ermüdet er uns in seinen Romanen als allzu getreuer Schüler des Naturalismus, wenn auch auf ganz unzolaische Weise, mehr als zulässig durch maßlose Weitläufigkeiten und Wiederholungen. Der „Unschuldige" würde zehnmal schöner sein, wenn er auf ein Zehntel seines Umfanges eingeschränkt wäre. Und wie häßlich gewaltsam, wie gröblich sensationell ist die Katastrophe, die das Drama Gioconda gänzlich verunstaltet hat! Aber trotz allen diesen Einschränkungen bleibt des Italieners doppelter Ruhm unerschüttert: er sagt über das innerste Leben des Herzens Dinge, die uns fast starr machen vor Erschrecken, daß er sie hat sehen, daß er sie in Worte hat fassen können. Die Dichtung unserer Väter hat weder das Bedürfniß noch das Vermögen gehabt, von ihnen zu reden, unserer Generation aber nimmt er wieder und wieder das Wort von den Lippen. Die Selbst-

zerfaserung, die Beobachtung der eigenen Psyche, die eben die Stärke — Manche meinen, die Schwäche — der Scharfsinnigsten unter den heute Reifenden ist, wird hier bis zur letzten — oder doch uns als letzte erscheinenden — Konsequenz getrieben. Wie tief gesehen ist im „Triumph des Todes" nicht zu Beginn die Betrachtung über die innere Wendung, nicht Erkaltung, einer Liebe, die doch erst ein Jahr alt wurde! Und zu diesem einen hundert andere Beispiele zu fügen, wäre ein Leichtes und Lust und Belehrung zugleich.

Doch damit ist nur eine von den beiden größeren Leistungen genannt, die Annunzios Laufbahn schon heute nach wenigen Jahren aufzuweisen hat. Er hat für seine Psychologie Formen gefunden, deren in den Linien einfache, in den Farben unerhört reiche Schönheit Bourget und allen Gleichgerichteten völlig unerreichbar geblieben war. Den Garten von Villa Lila hätte von ihnen Keiner malen können und dem Sprechen und Handeln seiner Gestalten hat Annunzio in den glücklichsten Momenten seines Schaffens eine so klare Plastik geben können, daß auf sie Etwas von dem Geist Puvis de Chavannes' und den Formen seiner edlen Frauen- und Jünglingsleiber übergegangen scheint. Seine Prosa mag sich an der Nietzsches, seine Phantasie an der Jacobsens geschult haben; aber was er geschaffen hat, ist sein Eigen. Und wieder ist das von allen guten Göttern scheinbar so ganz verlassene Stiefkind der modernen Poesie von einem großen Koloristen mit einer Anmuth der Aktion, einer Pracht der Bilder überschüttet worden, die in dem langen Zeitalter zwischen Jean Paul und Jacobsen vielleicht allein bei dem stillen, zarten Stifter zu finden war.

Die gleiche Verknüpfung naturalistischer Ursprünge und formender Phantasiekunst ist endlich in dem dritten der großen Anreger unserer Tage mächtig geworden, in Maeterlinck. Auch er wieder ein Jünger der alten Wirklichkeitpoeten und doch einem Ziel zuwandernd, das weit ab liegt von ihren Idealen. Er hat, ganz anders als Gabriele d'Annunzio, die Milieuschilderung nicht im Mindesten aufgegeben — im Gegentheil: er hat sie vertieft —, aber sie ist ihm nur noch Mittel, nicht mehr Zweck. Er wünscht auch gar nicht, daß Leben unserer Seele anatomisch zu zergliedern, und doch liegt ihm Alles an den Eindrücken des Gemüthes. So wird ihm die Realität bei aller Peinlichkeit der Schilderung nur zum Wahrzeichen, zur Maske des eigentlichen inneren Waltens und Wollens; er macht weit eher die leblosen Dinge als die Menschen selbst zu Trägern seiner ganz intensiven Psychologie. Er ist Meister in der Kunst, durch eine Häufung von Einzelbeschreibungen, die er so trocken und pastos hält wie nur irgend ein naturalistischer Maler, einen ganz phantastischen, halb irrealen Eindruck hervorzurufen. Und er wäre sicher einer der größten Poeten, wenn seine Gabe nicht so ganz einseitig auf ein einziges Sujet gerichtet wäre: auf die

Wiedergabe eines düsteren, unaufhaltsamen Schicksals, das einen Unglücklichen oder Verblendeten zwischen seinen brutalen Fäusten zermalmt. Daß er aus unserer nüchternen Zeit sehr oft zum Mittelalter geflüchtet ist, entspricht nur dieser seiner Stoffwahl und er harmonirt darin mit dem einen bildenden Meister, in dessen großer Kunst fast alle charakteristischen Züge des Zeitalters vorbildlich vereinigt sind, mit Puvis de Chavannes. Dessen absichtlich archaisch-großzügige Gesichtskonturen und der wunderbare graugrüne Schleier, den er über sein gewaltigstes Freskogemälde gebreitet hat, athmen vielleicht noch mehr als die Stoffe seines Genovefa-Werkes denselben Geist der unbestimmten und deshalb um so mächtigeren Wirkung. Aber eben die ganz anders gearteten Kräfte heller, klarer, marmorner Schönheit, über die Puvis als der Meister aller dieser Meister souverain verfügt, sie sind Maeterlinck ganz versagt geblieben. Zuletzt hat man das drückende Empfinden, als würde hier auf einer schönen Geige wohl sehr zart und wehmüthig gespielt, aber als sei die Saite, die der Bogen immerdar streicht, auch die einzige. Vielleicht greift ihr Ton uns gerade deshalb so nah ans Herz, vielleicht verstärkt der trauernde Gedanke, daß sie die einzige, die letzte ist, unser Mitempfinden. Jedenfalls ist hier gezeigt, wie tief eine Verinnerlichung der alten Wirklichkeitkunst überhaupt führen kann.

Was aber hat nun deutsche Kunst an Leistungen aufzuweisen, die den Werken dieser Ausländer an die Seite gestellt werden dürften? Unsere Malerei ist wahrlich nicht zurückgeblieben; um Böcklins hohe Führergestalt hat sich schon eine kleine Schaar von guten Talenten gestellt. Klingers Gedankenreichthum, der seiner Radirung einen nie gesehenen Inhalt und ganz neue Gestalten gegeben, der seine Malerei ein Wenig angekränkelt und der in seiner Plastik vielleicht seinen künstlerisch stärksten und rundesten Ausdruck gefunden hat, Stucks sinnlicher, aber auch sinnenstarker Symbolismus, Ludwig von Hofmanns in den Linien oft unkorrekte, in den Farben um so schöpferischere Phantasiekunst, deren Koloristik oft so kühn experimentirt und dabei doch ganz einfache, traumschöne Gebilde konzipirt, Leistikows herb stilisirende Landschaftmalerei, die zu Märchenlinien Märchenfarben gesellt und bei aller ihrer köstlichen, wählerischen Phantastik doch den Charakter des norddeutschen Waldes und des nordischen Hügellandes in seinem Kern wiedergegeben hat, Peter Behrens' farben- und linienstrenge und doch so empfindungreiche Kunst, — wahrlich, es ist doch nicht Geringes, das wir aufzuweisen haben. Es mag ein Zeichen etwas historischer Kunstübung sein, aber es ist doch etwas Großes, daß dem Deutschen, der in der kleinen Chorkapelle von St. Bavo vor dem größten Werke des deutschen Trecento Schauer der Andacht empfindet, unwillkürlich Thomas Namen auf die Lippen tritt. Denn was an diesem einzigen Bilde der Anbetung des Lammes nächst dem feierlichen Schreiten

der nahenden Pilgerzüge das Auge des Formendurstigen am Stärksten anzieht, Das ist doch die wunderbar tief in den Charakter deutscher Landschaft eindringende Lagerung der Hügelwellen, aus denen sich jene wallenden Schaaren herauskentwickeln. Sie sind von oben geschaut und sind auch so wiedergegeben, wie von einer hohen Warte, aber eben dadurch allein ist es möglich, die schlichte und uns doch so alt vertraute Einfachheit der mitteldeutschen Landschaft nachzubilden, und die Brüder Eyck, deren Größe nur der des einzigen Giotto zu vergleichen ist, haben gerade Dies vermocht, um Jahrhunderte früher, als es in deutschen Landen und in ihrer engeren Heimath selbst zu einer Landschaftmalerei großen Stiles gekommen ist. Hans Thoma aber steht auf der selben hohen Warte und schaut ins deutsche Land mit dem selben warmen Herzen und dem selben den Grat der Berge liebevoll abtastenden Blick. Und noch von mehr als einem anderen ähnlichen Wetterzeichen wäre zu melden: nicht zuletzt davon, daß unter den tausend deutschen Frauen, die seit vielen Jahren Pinsel und Palette führen, endlich zwei Künstlerinnen aufgestanden sind, Frau Cornelia Paczka und Frau Sabine Lepsius.

Viel langsamer rafft sich unsere Bildhauerei aus dem alten Schlummer des Klassizismus und einer halbwahren Wirklichkeitkunst auf. Doch es wäre ungerecht, deshalb allzu sehr auf Deutschland zu schelten, denn wenn Berlin auch in und außerhalb der Siegesallee mit einer Fluth oft mittelmäßiger Denkmäler überschwemmt wird, so sollte man sich doch billiger Weise des einen, nicht ganz unwichtigen, Umstandes erinnern, daß es auch in Paris viele Beispiele von Dutzenddenkmälern giebt und daß zum Beispiel in Antwerpen die unglücklichen vlämischen Maler, die man dort mit je einem Denkmal bedacht hat, sich über diese nach dem Prinzip der Massenfabrikation angefertigten Monumente noch aus dem Grabe heraus zu beschweren alle Ursache hätten. Freilich ertappt man sich zuweilen auf Reisen dabei, daß man in deutschen Provinzial- oder Landeshauptstädten an den üblichen Königs- oder Herzogs-Monumenten unseres Jahrhunderts unwillkürlich vorübergeht, ohne auf den Gedanken zu kommen, auch nur den Blick zu ihnen aufzuheben. Das aber ist kein deutsches, sondern ein europäisches Manko und man sollte in solchen Fällen gegen die nebenher immer auch etwas mäcenatisch gesinnten Spender dieser Kunstfabrikate nicht ungerecht sein. Selbst freie Korporationen wählen um kein Haar besser: der Ausschuß für das Helmholtz-Monument hat es für angebracht gehalten, den Vorgarten unserer Universität für immer durch ein Werk von harmlosester Mittelmäßigkeit in dem selben Jahre einnehmen zu lassen, in dem Hildebrand eine meisterhafte Helmholtz-Büste, ein chef-d'oeuvre, um menzelisch zu reden, in Berlin öffentlich ausstellte.

Hildebrands Name allein läßt aber schon erkennen, daß auch an diesem dunkleren Theil unseres Kunsthorizontes neue Sterne über uns zu leuchten

beginnen. Seine Kunstweise ist zwar im Grunde mehr ein Realismus großen Stiles, seine Genrewerke erinnern in Etwas an die legere Weise des Lysippos, des einzigen griechischen Meisters der großen Zeit, der sich der Wirklichkeit entschieden zuwandte. Und durch sie, wie durch des jüngeren Tuaillon Amazone, wird man an die hohe Herrlichkeit der Schule Donatellos erinnert, ganz wie das edle Reliefportrait in Erz, das Stoeving vor Kurzem ausstellte, einen Hauch giottesker Großzügigkeit ausströmt. Aber hier ist offenbar der Punkt erreicht, wo die Kunst, ohne die Sorgfalt des Wirklichkeitstudiums missen zu lassen, schon die Flügel zu regen und von der hemmenden Erde fort aufwärts zu streben beginnt. Das Ausland hat nicht allzu viel mehr aufzuweisen: Rodins nervös komplizirte Seelenmalerei, Meuniers — wiederum aus naturalistischen und phantastischen Elementen herrlich gemischt — breit stilisirende und freilich großartige Wiedergabe des schwersten Alltagslebens und endlich des jüngeren Belgiers Fernand Khnopff Phantasiekunst, die trotz einigen präraffaelitischen Elementen in ihrer Formensicherheit, der lauteren Quelle aller starken Kraft, der heute aufstrebenden Künstlergeneration Ehre macht und die in ihrer kühnen Bizarrerie sich von dem Vorbild löst, um sich unabhängig zu regen.

Ist nun die deutsche Dichtung unserer Tage von den beiden bildenden Künsten und ihrer neuen Rivalin, der Dekoration, die vor unseren erstaunten Augen plötzlich in herrlich starkem Wachsthum emporschießt, gänzlich überflügelt? Man wird die Frage nicht ohne Weiteres bejahen wollen, aber auch nicht mit gutem Gewissen verneinen dürfen. Es giebt eine ganze Anzahl von Versuchen neuer und in irgend einem Sinne stilisirender Lyrik. Literarhistorisch weit weniger bedeutsam, aber kulturgeschichtlich merkwürdig ist, daß in den allerletzten Jahren das Theater, das seiner Natur nach viel gröber geartet ist und zudem erst eben von dem radikalen Realismus erobert worden war, diesen von auswärts kommenden Anregungen nachgab. Aber der einzige nennenswerthe Versuch, eben von dem Führer dieser Stürmer und Dränger der Wirklichkeitkunst unternommen, mißglückte doch gänzlich. Die „Versunkene Glocke" ist das Stück eines virtuosen Naturalisten, der sich vorgenommen hat, sich einmal als Phantasten zu maskiren. Nach deutscher Art geschieht es etwas gelehrt, und deshalb etwas absichtlich, auf historistischem Wege: durch Wiederanknüpfung an die Romantik. Kein Zweifel: diese Quelle ist, geistesgeschichtlich betrachtet, ganz richtig gewählt, die romantische Schule ist die letzte ganz auf Formen- und Phantasiekunst bedachte Richtung, die unsere Literatur beherrschte. Aber — daß doch immer wieder Gelehrte es Poeten sagen müssen — die Wissenschaft ist keinem Künstler eine gute Rathgeberin und der Historismus im Besonderen hat noch nie eine ganz starke Kraft großgezogen. Dieses Drama ist jedoch nicht daran, sondern, abgesehen von seiner Ueberladung mit Grundgedanken, an den beiden Krankheiten alles Natura-

lismus gestorben: Mangel an Phantasie und Mangel an Form. Der Kampf zwischen Christenthum und modernem Unglauben, dessen Ankündigung man im ersten Akte mit klopfendem Herzen vernimmt, wird nicht ausgetragen, weil die Erfindungskraft des Dichters versagt und die sprachliche Form, in die dies Stück gekleidet ist, das bestimmt ist, das Schicksal des sterbenden und erlahmenden Künstlers symbolisch darzustellen, auch sie ist doch so gar nicht künstlerisch. Ich finde, daß selbst die szenischen Anweisungen, die Gabriele d'Annunzio zwischen die einzelnen Auftritte seiner Gioconda geschrieben hat, mehr Klang und quellende Schönheit haben als alle Verse der „Versunkenen Glocke". Ich möchte mich nicht zu Denen gesellen, die auf Gerhart Hauptmann als geistige Persönlichkeit schelten, dazu ist er ein viel zu großer Könner, ein Liebermann der Bühne, vor dem man Respekt haben kann; aber sein Ritt ins romantische Land hat ihm keinen Gewinn eingetragen. Und man kann doch zuletzt auch nicht allzu sehr beklagen, daß es einem bedeutenden Mann nicht gegeben ist, seine innerste Natur von heute auf morgen wie einen Domino zu wechseln.

Damit neben der Tragoedie das Satyrspiel nicht fehle, wurde diese literarische Diversion auf der Höhe des deutschen und französischen Parnasses in den Niederungen getreulich kopirt. Wer zu Ostern 1897 im Théatre de la Renaissance des damals noch ganz unberühmten Rostand etwas blutleeres Bibeldrama von der Samariterin hatte aufführen sehen, hatte nach wenigen Monaten das Vergnügen, in der Zeitung zu lesen, der berühmte Dramatiker X. arbeite jetzt für das Y.-Theater ein neutestamentliches Trauerspiel (oder vielmehr Schauspiel, denn jedes Stück, auch mit dem tragischsten Ausgang, wird heute charakteristischer Weise mit dieser neutralen Bezeichnung belegt, um den guten Leuten doch den Eintritt ins Theater nicht durch allzu melancholische Nebengedanken unnütz schwer zu machen). Dicht danach erschien denn auch eins der bewährtesten Possenfabrikantenpaare mit einem der üblichen Backfischdramen, aber in Versen und in altitalienischem Kostüm, — ein anmuthloser Scherz, über den man aber nicht bitter zu werden brauchte, wenn der Titel des Stückes nicht den hehren Namen einer großen Zeit entweiht hätte.

Unvergleichlich viel bedeutender und ernster sind die Versuche, die deutsche Lyriker gemacht haben, um zu einer neuen, formenreineren Kunst zu gelangen. Sie haben das große Verdienst, unserer Generation, die unter dem Eindruck von Bismarcks übermächtiger Persönlichkeit allzu politisch aufwuchs, überhaupt das Ohr wieder für Rhythmus und klingende Sprachschönheit geöffnet zu haben. Der weitaus bedeutendste Versuch ging freilich von einem Mann aus, der mit der Sängerzunft gar nichts zu schaffen hatte, von Friedrich Nietzsche. Denn die wundervolle Klarheit, die edel gegliederte Einfachheit seiner Prosa hat Nietzsche doch auch seinen Versen mitzutheilen gewußt und

ich bedaure, R. M. Meyer, der Nietzsches Lyrik mit einer kleinen Handbewegung bei Seite schiebt, in diesem Punkte nicht zustimmen zu können. Welchen deutschen Dichter giebt es denn, der das Lied vom Wanderer hätte schreiben können?

Der gute Vogel schwieg und sann:
„Was that mein Flötenlied ihm an?
Was steht er noch? —
Der arme, arme Wandersmann."

Und vorher:

Was gehts Dich an? Denn Du sollst gehn
Und nimmer, nimmer stille stehn.

Vibrirt nicht die ganze Tragik eines einzig großen Lebens durch diese wenigen, so schlichten, so schönen Zeilen? Und der Gesang, den die schwermüthige Schönheit venetianischer Zaubernächte durchbebt:

Meine Seele, ein Saitenspiel,
Sang sich unsichtbar berührt
Heimlich ein Gondellied dazu,
Zitternd vor lauter Seligkeit,
— Hörte Jemand ihr zu?

Wie weltweit ist der Abstand, der sich zwischen diesem Meister, auch der gebundenen Sprache, und dem abgestandenen Klassizismus aufthat, der bis dahin und bis heute noch als Buchlyrik, Buchdramatik, ja zuweilen selbst auf der Bühne herrschte! Gleichviel, ob er mit bescheidener Hirtenflöte und dünner Süßigkeit uns seine uralten Weisen spielt, ob er durch banale Waldhornlieder im Epos den Pöbel lockt oder ob er mit Trompete und Bombardon im Drama die Ohren beleidigt: er war schon längst zum Sterben reif.

Aber was der Dichter Nietzsche uns auch geschenkt hat, es waren nur die Brosamen, die von des Denkers Nietzsche Tische fielen. Es war die Frage, ob ein Dichter aufstehen würde, der die Verheißungen des Philosophen-Poeten wahrzumachen, der seine Kraft mit neuer Schönheit zu verbinden, der die alte Reinheit der Formen zu erneuern aber sie auch mit farbensatten Bildern und mit inhaltschweren Gedanken zu erfüllen, der wirklich ungehörte Lieder zu singen wußte. Und ich denke, diese gute Stunde ist jetzt gekommen und wer sie hat schlagen hören, soll von dieser frohen Kunde auch erzählen. Ich meine, daß den Formempfänglichen unter den Deutschen in Stefan George ein Künstler der Rede und des Rhythmus geworden ist, den sie den großen zeitgenössischen Poeten der Fremde an die Seite stellen mögen und um Dessen willen heute das deutsche Lied nicht mehr, wie schon so lange, sich vor deutschem Bildwerk und Gemälde zu schämen braucht.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Hugo Wolf.

Wenn man später einmal in Versuchung sein wird, unser Zeitalter mit einem bitteren Wort zu charakterisiren, so wird sich keins besser empfehlen als: die Zeit, in der geschwatzt wurde. Ob in Zeitungen oder Büchern, in Parlamenten oder auf der Gasse: es wird geschwatzt; hastig, eilig, nervös, gleichsam, als ob die Leute sich fürchteten, auf die Stimme in ihrem Innern zu hören, und sich beeilten, diese Stimme durch Reden zu betäuben. .... Was unserer Zeit am Meisten fehlt, ist die Fähigkeit, sich in die Stille zurückzuziehen, sich zu sammeln und zu konzentriren, nach Goethes Wort: sich vor der gemeinen Empirie zu verschließen. Da müssen wir denn um so mehr auf die Wenigen hören, die die Kraft haben, dem Lärm und Gedränge des Tages zu entfliehen und ihr Auge nach innen zu wenden, um nur der leisen Sprache der Seele zu lauschen, die sonst durch das Geschwätz des Marktes übertönt wird. Ein solcher Mensch war Hugo Wolf. Die Cyklen: Eichendorff, Mörike, Goethe, Keller, Spanisches und Italienisches Liederbuch, im Ganzen etwa zweihundertundfünfzig Lieder, sind die reifen Früchte Jahre langer Einsamkeit und Selbsteinkehr. Seine Begabung schuf mit längeren Unterbrechungen, gleichsam stoßweise, nnter dem Zwange einer periodischen gewaltigen Inspiration, die die Werke frei von Schlacken ans Licht förderte. Nicht ein Takt, nicht eine Note waren dann mehr zu ändern oder zu feilen. Wie er darin an Friedrich Nietzsche, den Dichter-Philosophen von Sils-Maria, erinnert, der gleich ihm in geistiger Umnachtung geendet hat, so sind auch im Gange der Entwickelung Beider unverkennbare Aehnlichkeiten vorhanden. Beider Entwickelungsgang führte nicht nach außen — gleichsam wie bei einem Baume, der Jahresring um Jahresring anlegt und so sacht wächst —, sondern nach innen, immer tiefer in das eigene Selbst. Ihre Wege führten vom Einfachen zum Komplizirten, vom Komplizirten zum Subtilen, vom Subtilen zum Abenteuerlichen, von der Oberfläche der Seele weit hinab bis in die dunkelsten Schluchten und Winkel, bis in die ewige Nacht. Von Wolf gilt auch, was Nietzsche in seinem „Ecce homo“ von sich gesungen hat:

„Ja! Ich weiß, woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich,
Licht wird Alles, was ich fasse,
Kohle Alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.“

Es ist schwer, die wunderbare Begabung Wolfs ganz zutreffend zu charakterisiren. Er ist in jeder einzelnen Phase seines Schaffens anders und selbst in den einzelnen Werken verwirrend reich und mannichfach. Schlagen

wir zum Beispiel das Mörike-Liederalbum auf, so finden wir neben einfachen, volksthümlichen Dingen („Der Tambour", „Das verlassene Mägdlein") psychologisch verwickelte, weit verästelte Lieder („Der Genesene an die Hoffnung"), neben schauerlich kräftigen Balladen („Der Feuerreiter") zarte christliche Mystik („Auf ein altes Bild", „Charwoche"), neben breitem, kernigem Humor („Storchenbotschaft") glitzernde Phantastik („Elfenlied"), neben niederstem und rohem Studentenulk („Zur Warnung") Töne der innerlichsten Reinheit („Gebet"). Alles Das ist mit einer ungeheuren Sicherheit erfunden, von äußerster Kraft im Gefühlsausdruck, gleich in den ersten Takten von der jeweiligen Stimmung ganz gesättigt, mit den Wurzeln bis in die Abgründe der Seele gebettet, von feinster und eindringlichster Melodik uud dabei von einem ganz reifen artistischen Stilgefühl. Diese Universalität und absolute Virtuosität lassen Wolf bei der ersten Bekanntschaft leicht als einen faszinirenden Alleskönner, als einen Kopf erscheinen, der mehr geistreich und blendend als tief wäre. Erst ein weiteres Vordringen in sein Künstlerreich belehrt darüber, daß man einer musikalischen Seele gegenübersteht, die in ihrem Reichthum an innerer Harmonie allen dichterischen Stimmungen die tönende Resonanz bietet.

Einer so komplexen Natur ist es nicht leicht, sich neue Gebiete der Schaffensthätigkeit zu erobern, ihr ursprüngliches Schöpfervermögen zu steigern. Ein Wachsen, ein Größerwerden ist bei einer solchen Fülle und Reife kaum möglich. Das mag erklären, daß Hugo Wolf — wie eben erwähnt — nicht an Krone und Blüthe zunahm, sondern in den Wurzeln wuchs, die sich tief in das Erdreich streckten, um daraus ihre musikalischen Säfte zu bereiten. Da ich das wahrste Wesen des Künstlers in der Freiheit, dem Ueberströmen des Lebens, im inneren Reichthum, der nach außen strömt, erblicke, muß ich freilich Wolf für eine Abweichung von der Norm halten.

Nehmen wir das Italienische Liederbuch zur Hand, das in die späteste Phase wolfischer Lyrik fällt, wie das Mörike-Album seine erste Phase war. Hier findet man Lied um Lied von einer inneren Ergriffenheit, Tiefe und Sensitivität, die nur den empfindlichsten Seelen überhaupt zugänglich sein dürfte. Dabei herrscht eine Gedämpftheit und Zartheit der musikalischen Phrasirung, eine Zurückhaltung und Keuschheit des technischen Ausdruckes, wie sie nur Einer übt, der die innerlichsten Seelendinge Gleichgestimmten zu offenbaren sucht. Halbtonfortschreitungen sind den meisten Melodien eigenthümlich, — Zeichen einer überempfindlichen und überzarten musikalischen Reizbarkeit . . . Hat man sich einmal in diese eigenartige Welt eingesponnen, so wird man von ihrer Sonderart, Schönheit und Kraft auf das Mächtigste ergriffen. Ein musikalischer Geist redet hier, der Melodien schöpft, wo selbst gewaltigere Musiker früher nur Dissonanzen und Wehelaute fanden.

Und nun, nachdem ich flüchtig den Weg angedeutet habe, den Hugo Wolf in den zehn Jahren seines Kunstschaffens gegangen ist, will ich nur eben so kurz noch auf jene Momente hindeuten, die Hugo Wolfs Lyrik von der großen deutschen Lyrik der Schubert, Schumann und Brahms für unser Gefühl scheidet: nicht ihre komplizirtere Technik, nicht ihre revolutionäre Art, nicht ihre Neuheit und alle die Aeußerlichkeiten, durch die man sie zu charakterisiren versucht hat. Selbst ihr Fonds an musikalischer Kraft mag kleiner sein als der der großen Künstler, die ich zum Vergleich herangezogen habe. Aber hier ist eine Seele tönend geworden, die mit den Höhen und Tiefen, mit den Kräften und Krankheiten, mit den Hoffnungen, der Sehnsucht und den Wunden unserer Seele verwandt ist: Blut von unserem Blut, Fleisch von unserem Fleisch. Mit dieser komplizirten Natur verbinden uns seelische Zusammenhänge, die aus Starkem und Schwachem, aus Gesundem und Krankem, aus Kraft und Reizbarkeit unzerreißbar gewoben sind. Solche innerlichen Zusammenhänge sind stärker als alle kritischen Maßstäbe. Kein Zweifel: Mozart ist göttlicher, heiliger, edler als Wagner; aber fünf Takte Tristan treiben uns Thränen in das Auge. Schubert ist inkommensurabler, reiner, unschuldiger als Hugo Wolf; aber ein paar Töne von Wolf genügen, um die zartesten Saiten unserer Seele zu bewegen und unsere Fundamente zu unterminiren. Es sind psychische Wirkungen, unsichtbare Wahlverwandtschaften, stärker als die ästhetischen Werthschätzungen, die uns einen Künstler als „modernen" empfinden lassen. Und auf solchen seelischen Nähen und Gemeinschaften, Zusammenhängen und Blutsneigungen beruht die starke Wirkung der Lyrik Hugo Wolfs auf die jetzige Generation.

Wien. Dr. Max Graf.

Endlich!

Schon ein Jahr war Nora verheirathet. Noch immer wurde ihre Ehe eine glückliche genannt; und — was das Schlimmste war — mit Recht. Sie selbst konnte nichts finden, was ihre Ehe zu einer zeitgemäß unglücklichen gestempelt hätte. Sie hatte ihren Eduard „aus Liebe" genommen, kein elterlicher Zwang hatte ihr das Joch auferlegt. Dergleichen kam in ihrer Generation ja überhaupt nicht mehr vor. Aber es war auch keine himmelstürmende Leidenschaft dabei im Spiel gewesen; so lieb sie ihren Eduard gehabt hatte: sie hätte auch

einen Anderen genommen, um Frau zu werden. Sie konnte sich Das nachträglich nicht verzeihen. So altmodisch, so entsetzlich altmodisch!

Ja, wenn sie damals schon Mitglied des Frauenklubs gewesen wäre! Auch dann hätte sie nicht etwa vorgezogen, ledig zu bleiben; im Grunde war es doch sehr bequem, sich von einem legitimen Mann erhalten zu lassen. Aber sie wäre sich doch anderer Gründe fürs Heirathen bewußt gewesen. Zum Beispiel galt die Sehnsucht, ein Kind zu besitzen, im Klub als ein sehr schönes Motiv. Nora hatte viel Pflichtgefühl. Seit sie Mitglied des Frauenklubs war, hatte sie auch viel über Stellung, Rechte und Pflichten der Frau nachgedacht. So wie sie es bis dahin für ihre Pflicht gehalten hatte, wenn die Mode es vorschrieb, Schleppen zu tragen oder Schinkenärmel, die ihr so abscheulich standen, erkannte sie es jetzt als eine vom Geschick den Frauen auferlegte Pflicht an, dem Fortschritte der Zeit zu folgen, modern zu sein und „sich auszuleben". Sie schämte sich vor ihren Freundinnen im Klub. Was hatten Die doch Alles erlebt! Da war die Präsidentin; sie war schon vom zweiten Mann geschieden, hatte mit einem Dritten ein Verhältniß und suchte einen Vierten. Vom Ersten hatte sie sich nur ein Kind gewünscht, den Zweiten hatte sie ihrer Schwester weggenommen; dann brauchte sie einen ideal gesinnten Freund und jetzt genügte ihr Der auch nicht mehr. Verhältnisse hatten sie fast Alle oder thaten wenigstens so; nur die Ehe- und Männerfeindlichen nicht, — und Die waren erst recht chic mit ihren fulminanten Reden gegen das andere Geschlecht. Nora fühlte, daß sie in diesem Klub nur geduldet war. Einmal hatte ihr eine Genossin gesagt: „Nun ja, Sie haben es gut, Sie sind eine glückliche Frau!" Wie geringschätzig hatte Das geklungen! Wenn sie wenigstens ein Kind gehabt hätte, um dessen willen sie bei ihrem Mann hätte bleiben können. Doch so? . . . Ihre Ehe war unsittlich; sicher! Sie wußte noch nichts von wahrer Liebe, sie mußte sich ausleben: Das wurde ihr immer klarer. Aber wie? Ihr Mann war gut, liebte sie und behandelte sie als ebenbürtige Gefährtin. Ungleich ihrer berühmten Namensschwester durfte sie in allen geschäftlichen Angelegenheiten mitreden, er sprach sogar gern mit ihr darüber, aber sie interessirte sich nicht dafür. Er hatte viel gelernt, stand geistig nicht unter ihr und legte ihrem Lieblingsstreben kein Hinderniß in den Weg. Als sie den Kursus über „Frauengehirn" hören wollte, war es zu keiner Szene gekommen, wie sie gehofft hatte, sondern er redete ihr sogar zu, sich als Hörerin einschreiben zu lassen. Dadurch brachte er sie um die ersehnte Märtyrerrolle und sie langweilte sich in den Vorträgen.

Wie wäre es, wenn sie ihn aus „unüberwindlicher Abneigung" verließe? Aber sie fühlte keine „unüberwindliche Abneigung"; und doch war sie überzeugt, daß sie im Alter bereuen würde, sich nicht ausgelebt zu haben. Alle sagten Das. Und wenn sie trotz dieser Ueberzeugung mit ihrem Mann weiter lebte, so war Das unmoralisch, einer „Frau der Gegenwart" unwürdig. Wäre nur ein anderer Mann in ihr Leben getreten, der ihr gefallen hätte! Den hätte sie sich „genommen", wie der Kunstausdruck im Klub hieß. Ihr gefiel aber kein Anderer. Es war rein zum Verzweifeln!

Sollte sie in dieser „glücklichen Ehe" alt und unmodern werden? Sie begann, schlecht auszusehen und viel zu weinen. Im Klub sagte man, sie habe

sich überarbeitet und müsse ausspannen. Eduard war unermüdlich für sie besorgt. Wenn sie ihn, was sie oft that, angstvoll forschend fragte: „Liebst Du mich denn noch?“ hörte er nicht auf, sie zu versichern, daß er sie liebe und immer lieben werde.

Auch die Mitglieder des Klubs nahmen sich ihrer leidenden Kollegin an; sie veranstalteten Versammlungen und Vorträge in ihrer Wohnung und das Haus wurde immer ungemüthlicher. Selbst dem geduldigen, liebevoll besorgten Ehemann wurde es schließlich zu arg; er zog sich mehr und mehr zurück und machte in langen Briefen an eine vertraute Lieblingsschwester seinem bekümmerten Herzen Luft.

Nora begann, sich als Schriftstellerin zu bethätigen. Sie versuchte, ihren Seelenzustand zu schildern, und hoffte im Stillen, durch Entgegnungen Anderer Fingerzeige zu erhalten. Ihr Thema war die Sehnsucht und das vergebliche Bemühen eines jungen Herzens, sich auszuleben. Als Antwort auf ihre Artikel erhielt sie zwei Briefe von jungen Männern, die sie um Geld baten. Sie verzweifelte. Theilnahme und Verständniß zu suchen und um Geld angegangen zu werden: Das schien ihr hart. Ueber ihren Mann konnte sie sich noch immer nicht beklagen; daß sie die Wirthschaft vernachlässigte, blieb eben so erfolglos wie ihre gereizte Stimmung. Er blieb freundlich und geduldig und nahm sich ihr Leiden offenbar sehr zu Herzen; nur schrieb er immer häufiger an seine Schwester.

Eines Morgens wurde er plötzlich ins Geschäft gerufen und stürzte eilig fort. Eine Stunde später fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, ein angefangener Brief an die Schwester sei auf dem Schreibtisch liegen geblieben. Noch nie hatte er so geschrieben! Wenn seine Frau den Brief las, die arme kranke Frau, die so viel Liebe und Schonung brauchte! .... Er jagte fort; blaß, mit angsterfülltem Gesicht, kam er im Hause an und eilte durch den Vorraum, von wo eine Glasthür in sein Arbeitzimmer führte. Der Vorhang war zurückgeschlagen und ... er kam zu spät! Da stand seine Frau vor dem Schreibtisch, mit seinem Brief in der Hand. Wie versteinert blieb er stehen. Jetzt, gerade jetzt mußte sie die verhängnißvolle Stelle lesen ... Er fühlte mit ihr diese grausamen Worte: „So ist es denn gekommen, liebe Bertha, daß sich die Kluft zwischen Nora und mir immer mehr und mehr erweitert hat. Du weißt, ich habe sie geliebt; aber sie ist nicht mehr Die, die sie war: ich verstehe sie nicht mehr. Ich weiß: sie ist krank, sie leidet. Das muß ich mir ständig vor Augen halten. Sie soll es wenigstens nie fühlen, daß ich sie nicht mehr liebe.“

„Daß ich sie nicht mehr liebe ... die arme, unglückliche Frau.“ Sie, die immer so angstvoll gefragt hatte: „Liebst Du mich noch?“ Er hätte sich erwürgen können ob seiner Unvorsichtigkeit. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Er hatte ihr Leben zerstört! ... Jetzt mußte sie aufschreien, hinstürzen, — es konnte ihr Tod sein!

Da wandte sie sich, daß er ihr Gesicht sehen konnte. Sie bemerkte ihn nicht. Strahlend, siegesgewiß, glücklich wie in den Tagen ihrer Brautzeit stand sie da. Dann streckte sie die Arme aus wie eine Erlöste und rief so laut, daß Eduard es durch die Glasthür hören konnte: „Endlich!“

Wien. Helene Migerka.

Selbstanzeigen.

Oesterreich am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Erste Folge. Leipzig, Karl Minde. Preis: 1 Mark.

Oesterreich ist ein interessanter Staat. In seiner gegenwärtigen Gestalt wird seine Existenzberechtigung von allen österreichischen Parteien mit Ausnahme einer Handvoll klerikaler Adeligen und der Arbeiterpartei bestritten. Die Sozialdemokratie, die in anderen Ländern sich als vaterlandlos beschimpfen lassen muß, wird deshalb hier „k. k. Sozialdemokratie" geschimpft, obwohl eigentlich auch sie mit der territorialen Gliederung des Landes nicht einverstanden ist. So ist Oesterreich — nach der treffenden Bezeichnung eines Sozialistenführers — ein Staat, der keinen anderen Anwalt findet als den Staatsanwalt. Täglich werden durchschnittlich fünfundzwanzig Blätter konfiszirt und die Aussprache revolutionärer Ideen kann doch nicht gehindert werden. Trotzdem glaube ich, daß Oesterreich noch lange bestehen wird. Bismarck, der doch auch Etwas von nationalem Deutschthum verstand, hat schon 1866 und später bei zahlreichen Gelegenheiten die Nothwendigkeit der heutigen territorialen Abgrenzung Oesterreichs hervorgehoben und die Deutschösterreicher thäten gut, die Wichtigkeit Jahrhunderte lang bestehender Zollgrenzen für eine geschlossene Volkswirthschaft mit aufkeimender Industrie nicht zu unterschätzen. Als ich an meine Arbeit ging, wollte ich darthun, daß die Ueberhitzung des Nichts-als-Nationalen uns Alle zu Grunde richtet, und, weil ein Versöhnungprogramm hier eine Utopie ist, wenigstens die Nothwendigkeit eines wirthschaftlichen Zusammenschlusses gegenüber den durch die nationalen Bezirksgerichtskämpfe übermächtigen Kartellen und Bahnen darlegen; aber unter der Hand war aus der beabsichtigten Versöhnungschrift ein Pamphlet auf die Regirerei geworden, die allen politischen, nationalen und ökonomischen Fragen hilflos gegenüber steht. Wir Oesterreicher erhalten unsere Ministerpräsidenten gewöhnlich aus Klattau, einem kleinen böhmischen Dragoner-Landstädtchen, und aus anderen mehr oder weniger feudalen Garnisonen. Wenn die Herrschaften anderthalb oder zwei Jahre zum Vergnügen der revolutionärsten Parteien, die mit jeder Wahl stärker werden, „regirt" haben, dann verschwinden sie, verlacht von der Minorität und verleugnet von der Majorität. Offenbar reicht der Lehrplan unserer Kadettenschulen nicht aus, die Dragonermajore auf eine angemessene Civilversorgung vorzubereiten; ich habe deshalb schon einem prager Blatte vorgeschlagen, in Klattau einen Abendkursus für künftige Staatsmänner zu errichten.

Meine Brochure ist das Einleitungheft zu einer größeren Artikelsammlung, die ein umfassendes Bild des heutigen Oesterreich in Zeitungartikeln — auch aus gegnerischen Lagern — bringen soll.

Schlackenwerth-Prag. Rudolf Kohn.

Sexualethik, Sexualjustiz und Sexualpolizei. Wien, Verlag der Wochenschrift „Die Zeit", 1899.

Es war, wenn ich nicht irre, ein nationalliberaler Abgeordneter, der bei der letzten Berathung der lex Heinze — welchen tiefen Blick läßt schon dieser

Name in unsere Justizzustände thun! — entrüstet ausrief, es sei eine Schande, daß sich der Reichstag schon so viele Jahre mit dem Dinge herumquäle, diesmal müsse endlich Etwas zu Stande kommen! Es wird aber auch diesmal nichts zu Stande kommen; warum nicht, Das lege ich in dem hier angezeigten Schriftchen dar; zugleich versuche ich, die Grundlagen einer vernünftigen Sexualethik nachzuweisen, auf die dann auch eine gerechte und zweckmäßige Sexualjustiz gebaut werden könnte.

Neisse. Karl Jentsch.

Der Schotte Home, ein physiopsychischer Zeuge des Transszendenten im neunzehnten Jahrhundert. Mit einem Bildniß Homes. Leipzig 1899, Osw. Mutze. Preis: 2 Mark.

Ohne voreingenommenem Standpunkt habe ich versucht, das umfangreiche Material von Schriften und Zeugnissen über einen der außerordentlichsten Menschen des Jahrhunderts dem deutschen Leser zugänglich zu machen. Personen aller Lebensstellungen haben für Home und die Thatsächlichkeit der bei ihm beobachteten, unglaublich scheinenden Phänomene ihre Stimme erhoben. Nicht nur mächtige Herrscher wandten ihm ihre Gunst zu; auch ernste Forscher wurden nach gründlicher Prüfung bekehrt, so: W. Crookes, A. R. Wallace, Al. Butlerow, Cromw. Varley, Huggins, Rob. Hare, de Morgan, Lord Lindsay — keine geringen Namen! — und außer ihnen noch viele Andere, Naturforscher, Aerzte, Mathematiker, Astronomen, Ingenieure; auch Juristen von Ruf, wie Edmonds, Edw. Cox, Wilkinson, Schriftsteller wie Rob. Chambers, Bulwer, Thackeray, der sicher nicht wundergläubige Thomas Buckle u. s. w. Alle diese Namen sind beglaubigt. Mad. Dunglas Home, geb. Aksakow, seine zweite Gattin, gab als Wittwe die in Briefen und Abhandlungen niedergelegten Zeugnisse über ihren Mann in zwei Büchern heraus und überdies haben die von der englischen Society for Psychical Research abgesandten Herren Barret und Meyers die Echtheit jener Dokumente geprüft. Home war vielleicht das stärkste aller bisher geprüften Medien. Aber nicht nur diese seine mediale Kraft, sondern zugleich mit ihr die gesammte Beschaffenheit seiner Bildung und seines Charakters in ihrem Einflusse auf Zuverlässigkeit und Art, Mächtigkeit und Inhalt der Phänomene sollte hier geschildert werden. Home war ein menschenfreundlicher und wohlthätiger, durch und durch lauterer Mensch, der, obgleich er keineswegs wohlhabend war, sich durch keine Anerbietungen bestimmen ließ, für seine Sitzungen Geld zu nehmen. Der dokumentarische Beweis liegt vor, daß er eine Summe von 50 000 Francs — für eine einzige Sitzung — zurückwies. Er faßte sein Wirken als eine ernste Mission auf. Er hat eine Selbstbiographie in zwei Bänden, „Incidents of my Life," verfaßt und in den „Shadows and Lights of Spiritualism" kritisch Schaden und Nutzen der von ihm vertretenen Sache abgewogen. Er wurde sich der durch ihn hervorgerufenen Erscheinungen als spiritistische bewußt; und so habe ich, wo ich auf ihn als Quelle zurückging, diese Darstellungform beibehalten, sowohl der Kürze halber als auch, um von dem Farbenschmelz einer einheitlichen psychischen Stimmung nichts zu verwischen. Ohne daß ich in jedem Punkt

den selben Standpunkt einnehme, wollte ich doch das Werthvollste, was sein Buch widerspiegelt, in nichts beeinträchtigen: die starke Individualität des Mannes.

Dr. Walter Bormann.

Morgenlieder. Mit Buchschmuck von Wilhelm Lefèbre. Leipzig 1898. Bei Eugen Diederichs.

Als im vergangenen Winter in München mein dramatisches Erstlingwerk aufgeführt worden war, fand ich unter den Tageskritiken einige, denen daran gelegen war, sachlich zu sein. So sehr auch hier die Meinungen auseinandergingen: fast alle stimmten in dem Vorwurf überein, das Stück sei zu lyrisch. Vielleicht gelingt es mir, diesen Vorwurf durch die Veröffentlichung meines Gedichtbüchleins wieder wett zu machen. Ich wählte zweiunddreißig Gedichte, hauptsächlich mit Berücksichtigung des für das Buch vorgesehenen künstlerischen Schmuckes, aus. Jede Seite wurde durch eine Federzeichnung Wilhelm Lefèbres in ein selbständiges Kunstblatt verwandelt. Mir sei gestattet, hier dem Verlag meinen Dank dafür auszusprechen, daß er den Gedichten diese reiche Ausstattung angedeihen ließ.

München. Otto Falckenberg.

Christus. Eine epische Dichtung. Berlin 1899. J. Harrwitz Nchflg. (K. Th. Kehrbach.)

Ich setze mich mit dieser Dichtung in Widerspruch mit dem ganzen „modernen" Literatenthum, vor Allem mit den „modernen" Dichtern, die aus der Tiefe ihrer eigenen, unergründlichen Individualität ein neues goldenes Zeitalter heraufbeschwören wollen. Noch immer leuchten die Sterne wahrer Größe aus vergangenen Epochen tröstend und begeisternd in unser kleines Zeitalter hinein. Bis der kommende Genius uns erscheint, werde ich fortfahren, im Purpurmantel einer strengen und allem Tagesgezeter abholden Kunst die alten Größen wieder und wieder in unsere prosaische Zeit hineinzurufen, um ihr zu zeigen, was wahres Uebermenschenthum sei.

Paul Friedrich.

Der Gast. Ein deutsches Schauspiel in drei Aufzügen. München 1900. Verlag von Carl Schimon und Louis Burger.

Das Drama ist von der „Münchner Literarischen Gesellschaft" zur Aufführung angenommen. Aber nicht alle Ideen und Stimmungen, die ich in dem Werke auszudrücken strebte, werden auf der Bühne sichtbar werden können. Ich rechne daher auch auf Leser.

München. Wilhelm von Scholz.

Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken. Zwei Bände. Schulzesche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). Oldenburg.

In den beiden Theilen dieses Werkes, von denen der erste das deutsche, der zweite Theil das ausländische Theater behandelt, hat der Verfasser versucht,

Bühneneindrücke zusammenzustellen, die er als Freund der dramatischen Kunst und Kritiker der „Nationalzeitung" während einer längeren Reihe von Jahren vorzugsweise in Berlin empfangen hat. Autoren und Schauspieler werden darin ohne Rücksicht auf Schulen und Parteiströmungen so dargestellt, wie sie unter dem unmittelbaren Eindruck des Gesehenen und Gehörten erschienen. Es sind daher im Grunde Augenblicksbilder, die einem späteren Geschichtschreiber des modernen Theaters vielleicht Material liefern können. Größere Aufsätze wurden den neuesten Dramen von Sudermann und Hauptmann, Wildenbruch und Fulda gewidmet. Doch werden auch die Beziehungen, die Auerbach zum Theater hatte, die großen dramaturgischen Verdienste Karl Werders, die Lustspielthätigkeit Mosers und die Bedeutung Wilbrandts näher beleuchtet. Die österreichischen Dichter von Raimund und Nestroy bis auf unsere Tage kommen zu Wort; und Charakteristiken von Charlotte Wolter, Mitterwurzer, Sonnenthal, Haase, Barnay, Engels und Vollmer, Matkowsky und Kainz beschließen den ersten Band. Der zweite Band behandelt die französische Bühne von Scribe bis auf Augier, Dumas, Labiche und Sardou. Eugen Zabel.

Das Künstlerbuch. Eine kleine Reihe illustrirter Künstlermonographien. Elegant gebunden, je 3 Mark. Deckelzeichnung von Thoma. Band IV: Hans Thoma. Verlag von Schuster und Loeffler, Berlin 99.

Der frankfurter Meister bietet insofern eins der interessantesten Probleme, als sich in seinem vierzigjährigen Schaffen alle wechselnden Kunstrichtungen erschöpfend gespiegelt haben. Von etwa 1860 bis 70 Naturalist und in vollem Sinne „modern", ehe es bei uns „Moderne" gab, war er von 1870 bis etwa 88 Realist in der Art Leibls und Viktors Müller und ist seitdem Neuromantiker geworden. In dieser Periode hat er auch einen neuen bedeutenden Stil für den Steindruck geschaffen. Die starken Wandlungen seiner Entwickelung sind in dem vorliegendem Buch innerlich und äußerlich charakterisirt und durch Abbildungen aller seiner Hauptwerke anschaulich gemacht.

Franz Hermann Meißner.

Chinesische Charakterzüge von Arthur H. Smith. Deutsch bearbeitet. A. Stubers Verlag, Würzburg.

Der englische Verfasser, der durch eine zweiundzwanzigjährige Thätigkeit als Missionar im Innern des Landes mit der gelben Rasse vielleicht in engere Beziehungen trat als irgend ein Europäer vor ihm, berichtet in kurzen, leicht verständlichen Einzelbetrachtungen über die Charakterzüge der Chinesen; und sein Buch gilt bei allen Kennern als das beste, das je über die bezopfte Rasse geschrieben wurde. Dies und mein eigenes Urtheil haben mich bestimmt, das Werk zu verdeutschen. Freilich theile ich nicht alle von Smith ausgesprochenen

Ansichten. Ich habe mir daher erlaubt, da und dort in Randbemerkungen und in einer kurzen Nachschrift selbst das Wort zu nehmen.

Davos-Platz. F. C. Dürbig.

Die Griechen und ihre Sprache seit der Zeit Konstantins des Großen. Nebst einem Vorwort von D. N. Botassi und dem Bildniß des Branderführers Konstantin Kanaris. Leipzig. Wilhelm Friedrich.

Als ich vor Jahren begann, mich mit der heute gesprochenen und geschriebenen griechischen Sprache vertraut zu machen, sie im täglichen Umgang mit in New-York lebenden Griechen verstehen und sprechen zu lernen, als ich bei dieser Gelegenheit Tausende von Griechen persönlich kennen lernte, und nachdem ich griechische Geschichte von da an studirt, wo wir in der Schule stehen geblieben waren, nämlich von der Zeit Alexanders des Großen an, erkannte ich, wie Irrthum und Feindsäligkeit sich verschworen haben, über die heutigen Griechen Entstellungen zu verbreiten und zu überliefern. Ueberall, so weit ich herum kam, urtheilte man über die heutigen Griechen und ihre Sprache gehässig, ohne sie anders als von Hörensagen zu kennen. In der am Meisten kosmopolitischen Stadt der Welt, in New-York, bietet sich aber mehr als irgendwo Gelegenheit, zu beobachten, welche verschrobenen Ansichten über Nationen durch Hörensagen sich entwickeln können. Durch Wort und Schrift gelang es mir, hier in Amerika, wo man fair play liebt, wo Gehässigkeiten gegen das eine oder andere Volk nicht, wie in anderen Ländern, einen Theil des Patriotismus bilden müssen, in weiten Kreisen, besonders unter meinen Kollegen, den Aerzten, landläufige Mythen über die heutigen Griechen und ihre Sprache auf Das zurückzuführen, was sie werth sind. Meine Vorträge und kleinen Schriften sammelte ich, ergänzte sie während eines Aufenthaltes in Griechenland und gab das Ganze in englischer Sprache heraus. Nun habe ich es ins Deutsche übertragen. Es würde mich sehr freuen, wenn diese Uebersetzung in Deutschland Beachtung fände, weil es mir bisher so wenig wie anderen Philhellenen gelang, ein Wort der Wahrheit über die heutigen Griechen bei deutschen Tageblättern anzubringen. Die politischen Zeitungen wollen von Wahrheit nichts wissen, sobald man den falschen Berichten über die heutigen Griechen entgegentritt.

New-York. Dr. Achilles Rose.

Zwei Novellen. Verlag von Gebrüder Paetel. Berlin 1899.

Bei der Selbstanzeige eines theoretischen Werkes kann der Autor sagen, was er versucht, von welchen Gesichtspunkten er ausgegangen, was er zu erreichen geglaubt hat, — bei einem tendenzlosen Kunstwerk, in dem er nur erzählen wollte, was sich vom Leben in ihm gespiegelt hat und im lebendigen Spiegel neue Gestaltung gewann, bleibt dem Autor nichts übrig als zu sagen: Dies habe ich erzählt ... aus meiner Stadt und meinem Milieu.

Wien. Karl Federn.

Inquisitoren, Märtyrer und Düsterdieck.

Dante

(am Rande eines, tiefen trichterförmigen Thales mit zwei Schatten):

Virgil, he, Virgil! Hörst Du nicht? Antworte doch! Oder bist Du wieder mal durch langes Schweigen heiser geworden? Nimm mir diese Beiden ab!

Virgil (kommt):

Woher?

Dante:

Von Hannover.

Virgil:

Saubere Gesellschaft dort! Du, nimm Dich vor Thomas von Aquino in Acht und vor Peter Arbuez! Sie sind fuchsteufelswild auf Dich!

Dante:

Warum denn? Was hab' ich ihnen gethan? Ich verstehe Dich nicht, muß doch selbst hinunter kommen, um zu sehen, was los ist. (Steigt mit den beiden Schatten hinunter.)

Peter Arbuez:

Höre, Dante, ich bin sehr unzufrieden mit Dir! Was für Volk jetzt dort oben in Inquisition macht, Das spottet aller Beschreibung. Man schämt sich nachgerade seines Berufes. Laß doch die Finger von solchen Leuten! Laß sie nur ruhig dort oben, uns nützen sie doch nichts.

Dante:

Ich verstehe Dich nicht, was soll Das?

Peter Arbuez:

Kennst Du nicht einen gewissen Düsterdieck?

Dante:

Ist mir gänzlich unbekannt.

Peter Arbuez:

Er ist General-Superintendent und Doctor theologiae in der königlich preußischen Provinz Hannover. Der Mann parodirt uns in einer haarsträubenden Weise und meint noch dazu, er kopire uns wirklich.

Dante:

Woher weißt Du Das?

Peter Arbuez:

Gestern stand ich zur Erholung mit Konrad von Marburg unter dem langen Rauchfang, der zur Erde emporsteigt und in dem sich, wie Du weißt, alle Gespräche, die dort oben in unserem Sinne geführt werden, wie in einem Sprachrohr sammeln. Plötzlich hören wir denn auch eine Stimme, die in einer gewissen Nachahmung der Sprache, die ex cathedra beim Verfluchen üblich ist, ruft: „Anathema sit, anathema sit!" Das interessirte uns, und da auch der hohe Fistelton uns belustigte, lauschten wir weiter. Es war die Unterhaltung jenes Düsterdieck mit einem seiner Amtsbrüder; Beide glaubten, durch ein von ihnen neu eingeleitetes Ketzergericht sich um Hannover sehr verdient gemacht zu haben. Solche lutherische Diminutiv-Inquisitoren, der reine Hohn auf uns und unsere Kraft!

Dante:

Ich bin erstaunt. Und wenn er Chef des Heiligen Synods in Rußland wäre: er soll mir her mit seinem Kumpan! Es ist just Schlafenszeit; da kann ich leicht die Seelen für einen Augenblick durch jenen Schornstein hindurch aus den Leibern holen und hierher bringen.

Cand. theol. (eben gestorben):

O, so werde ich Glücklicher wenigstens hier noch einmal den theuren Mann sehen!

(Düsterdiecks Schatten in Schlafrock, Pantoffeln und Ordensbändern; neben ihm Uhlhorn, angezogen.)

Peter Arbuez:

Alle Wetter, Uhlhorn, daß Du mir noch mal in die Hände kämest, hätte ich nicht gedacht! Darüber freue ich mich mehr als damals, wo in Spanien die Viertausend brannten. Sei gegrüßt!

Uhlhorn:

Was soll Das? Wo sind wir?

Konrad von Marburg:

Einst gab ich Dich für uns verloren, als Du Deine „Christliche Liebesthätigkeit" geschrieben hattest. Aber Euer letztes Verfahren rehabilitirt Dich bei uns.

Uhlhorn:

Ich habe keine Gemeinschaft mit Euch. Ich stehe unentwegt auf dem Boden der reinen lutherischen Lehre. Die vergeht nimmermehr. Wer seid Ihr denn?

Konrad von Marburg:

Ich bin Konrad von Marburg. Der dort ist Peter Arbuez. Wir sind verdrossen über Euch wegen der jämmerlichen Art, wie Ihr uns kopirt!

Uhlhorn:

Ja, wo bin ich denn? Dante hat mich doch über den dunklen Strom an Stelle des alten Hermes . . .

Peter Arbuez (unterbrechend):

Der war längst vor Dir hier. Er steht dort hinten und streitet mit einigen Dominikanern über die beste Art, die preußische Landeskirche von der Ketzerei zu reinigen.

Uhlhorn:

Aber wir fuhren doch, bevor wir in den langen Trichter gesteckt wurden, mit der seelenrettenden Bark . . . .

Konrad von Marburg (einfallend):

Ueber Den bin ich mir noch unklar; manchmal meine ich, er wird doch nichts für uns sein. Zu weich!

Uhlhorn:

Aber von Hermann . . .

Peter Arbuez (ärgerlich dazwischenfahrend):

Ach laß mich mit der ganzen Nation zufrieden! Von Hermann dem Cherusker an haben wir wenig Freude daran gehabt. Haben immer wieder Alles versucht, mit Feuer und Schwert sie Rom zu unterwerfen. Aber im letzten Augenblick entwischten sie uns doch immer wieder. Hermann, Heinrich der Dritte und nachher jener . . infame wittenberger Mönch, nun dieser nordische Ketzerstaat, es ist

zu nichtswürdig! Aber freilich, wenn sich dann noch gar Kerle wie Ihr unserer Sache annehmen, da muß man wirklich rufen: Satan, schütze uns vor unseren Freunden!

Uhlhorn:

Ja, wo befinden wir uns denn? Ist denn Das nicht der Himmel?

Konrad von Marburg (ein Gelächter anschlagend):

Aber Uhlhorn, bei uns der Himmel?! Selbstverständlich seid Ihr in der Hölle! Hast ja die räumliche Existenz des Himmels, entgegen derjenigen Ueberlieferung, die für Euch die höchste Autorität hat, selbst geleugnet! Und daneben betheiligst Du Dich an einem Ketzergericht über Jemand, dessen Ketzerei sich doch nur im Gegenstande der Lehre von Deiner eigenen Ketzerei unterscheidet. Bist Du also nicht einer der Unseren?

Düsterdieck (der bisher im Hintergrunde gestanden, hervortretend):

Das geht nicht mit rechten Dingen zu! Ich in der Hölle? Meine Rechtgläubigkeit ist über allen Zweifel erhaben!

Thomas von Aquino (hinzukommend):

Eure ganze Rechtgläubigkeit! Selbst an den Lehren Eurer eigenen Ketzerfürsten gemessen, macht sie kläglich Fiasko, geschweige denn an meinem richtigen Weltsystem. Du selbst hast den Sündenfall geleugnet, Inquisitor! Entweder — oder. Entweder geht es in Gott und Welt so her, wie mein System endgiltig festgestellt hat, oder das sogenannte moderne Weltbild, dieses verfluchte Erzeugniß eines vielhundertjährigen Abfalles vom Glauben, hat Recht. Nun aber lehrt die Kirche, daß mein System das allein richtige ist und daß jede andere Meinung als ein Glaubensirrthum der schwersten Strafe für Leib und Seele verfällt, wie es noch zuletzt unser trefflicher Pius der Neunte mit unfehlbarer Hand durch den Syllabus diesem Jahrhundert ins Angesicht geschleudert hat. Also ist mein System das richtige. Ihr aber seid lauter halbe Menschen. Wollt zu uns gehören und seid doch sammt und sonders durchfressen vom modernen Denken. Falls ein echtes Wunder auf der Straße geschähe, so schriet Ihr Alle nach dem Schutzmann.

Konrad von Marburg:

Oder allenfalls nach dem Kreis-Physikus.

Thomas von Aquino:

Summa summae, Ihr blamirt Euch und schwächt, ohne es zu wollen, den Nimbus der Kirche, indem Ihr meint, unseres Gleichen zu sein. Wenn ich dürfte, wie ich wollte, ließ ich Euch Alle brennen.

Düsterdieck (erschrocken):

Mich aber doch nicht?

Thomas von Aquino:

Dich erst recht. Du bist wie alle Anderen, auf ein Bischen mehr oder weniger Ketzerei kommts nicht an!

Jakob van Hogstraten:

Gieb ihn mir, mit Wonne möcht ich ihm ans Fell. Ich verstehe ihm ein Bad zu rüsten, an dem er sich freuen soll. Was ich auf Erden versäumt habe, möchte ich nachholen: Das war mein Schmerz im Sterben, daß ich nicht noch mehr Unheil auf der Erde angerichtet hatte!

Peter Arbuez:

Ich habe doch auch wieder meine Freude an diesen Gesellen, so weit man die überhaupt an einem Lutherischen haben kann. Freilich, Düsterdieck, Euch fehlt der Großbetrieb, weil Eure Sekte zu klein ist. Aber für Eure Verhältnisse seid Ihr doch recht rührig bei der Arbeit gewesen: Sulze, Werner, Klapp, Portig, Veesenmeyer, von Lüpke, Werckshagen, Baumgarten . . .

Düsterdieck (einfallend):

Von Dem haben die Brüder in Mecklenburg die Kirche gereinigt, Das ist nicht unser Verdienst.

Peter Arbuez:

Ich versprach mich: Weingart! Eine ganz nette Leporello Liste in Eurer Art! Wahrlich, hättet Ihr mehr Macht und wäre der berliner Papst-Kandidat wirklich Primas aller Deutschen geworden: wir hätten von Euch eine bedenkliche Konkurrenz fürchten müssen. Dann hätte er die Scheiterhaufen nicht nur von Papier angezündet. In Euch steckt doch noch ein Schuß guten alten Inquisitorenblutes!

Gregor der Neunte (hinzutretend):

Ach was, sie machen sich mit ihren romantischen Rokoko-Inquisitiönchen nur lächerlich! Bevor sie den weltlichen Arm wieder zu ihrer Verfügung haben, kommen sie nicht vorwärts.

Innocenz der Sechste (der das Letzte gehört hat, schwärmerisch-wehmüthig):

Des Verderbens Höhepunkt ist dieser ketzerische „moderne" Staat. Ecclesia non sitit sanguinem. O selige Zeiten des frommen Kaisers Karl des Vierten!

Thomas von Aquino:

Man muß doch auf diese Umkehr hoffen. Schon mancher Staatsanwalt ist unserem Interesse neuerdings gefällig gewesen.

Torquemada:

Und der vorletzte Kultusminister lenkte doch schon in gute Bahnen ein; erinnert Euch seiner Stellung zu den Dissidentenkindern: so reklamirte auch zu unseren besten Zeiten die Mutter Kirche der Kinder Seelen von ihren fleischlichen Eltern. Der hätte noch werden können. Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Konrad von Marburg:

Ach, der Mann war viel zu schwach! Er wäre ja vor den Konsequenzen zurückgeschreckt. Erinnere Dich doch nur seiner beiden Hau-Erlasse. Mit dem einen hob er den anderen auf, weil er kein Blut sehen kann; selbst das Berliner Tageblatt mußte ihn einmal loben.

Thomas von Aquino:

Quod licet Mossi, non licet Bossi.

Konrad von Marburg:

An Zeiten und Staaten liegts nicht, sondern lediglich an Euch selbst! Ihr seid ein Geschlecht der Inkonsequenz, Düsterdieck, und der Waschlappigkeit geworden! Habt nicht mehr, wie ich einst, den Muth, Brandfackeln Deutschlands zu werden; fürchtet Euch, auch nur ein Streichholz anzustecken. Warum kriegt Ihr nicht Eure Fürsten mit harter Faust in Euern Zwang, wie ich einst die Heilige Elisabeth? Müßtet sie um den Fingern wickeln können! Euer Fanatismus ist künstlich gezüchtet, unecht, im Blut verdorben, ein bloßer revenant! Ihr unfehlbar sein und pocht auf Verfassungen und Paragraphen

Torquemada:

In diesem Düsterdieck ist trotzdem Etwas, dem ich persönlich mich wahlverwandt fühle. Nimmt mit jedem Athemzug, mit jedem Gedanken die Wohlthaten seiner modernen Welt in sich auf, die ihn trägt, schützt, nährt, selbst mit Gewissensfreiheit, Forschungrecht und sogar mit (zögernd, knirschend) ... Menschenliebe ... und gerirt sich dabei doch wie Unsereiner! Kerl, Du gefällst mir! Ich werde mir die Erlaubniß auswirken, Dich in der fünften Region des achten Kreises beim Treibjagen als Treiber anzustellen.

Düsterdieck:

Was, ich Säule der Rechtgläubigkeit Treiberjunge in der Hölle?! Fluch, Fluch Euch Allen ...

(unterbrochen von schallendem Gelächter Aller).

Peter Arbuez:

Hört, hört, ein lutherisches Anathema!

Innocenz der Sechste:

Das soll unsere Kopie sein!

Konrad von Marburg:

Gegenüber dem Donnerrollen Roms wie Gepolter einer Kegelkugel!

Torquemada:

Halber Kerl! Liebe kennt er nicht, fluchen kann er auch nicht

Alle:

Hinaus mit ihm!

Thomas von Aquino:

Summa ummae, der Kesselheizer Strauß soll kommen und ihm mit seiner Brunnenröhre einen Guß Wasser übern Kopf geben.

(D. F. Strauß kommt und thut es.)

Düsterdieck (aufwachend):

Was ist denn Das? Habe ich mich herumgeworfen und dabei die Wasserflasche vom Nachttisch mir selbst über den Kopf gegossen! Was träumte ich nur?

Prospektbefreiungen.

Es giebt eine Anzahl von Kreditinstituten, die sich der besonderen Fürsorge der Regirungen erfreuen und denen daher auch die Gesetzgebung, nicht nur in Preußen, sondern auch im übrigen Deutschland zu Hilfe gekommen ist, um

ihnen eine Reihe von Vorrechten zu gewähren, die anderen, nicht minder zuverlässigen und gut situirten Anstalten dennoch versagt geblieben sind. Es sind Das in Preußen die landschaftlichen Kreditinstitute , in den meisten anderen Bundesstaaten private Hypothekenbanken; und zu den Vorrechten, die ich meine, gehört unter Anderem die Mündelsicherheit ihrer Obligationen. Das Publikum ist nun aber doch nicht so naiv oder so autoritätgläubig, um diesen staatlich begünstigten Papieren den Vorzug vor anderen zu geben, die bei der selben Sicherheit höhere Gewinne versprechen, und deshalb glaubte die preußische Ministerweisheit zu einem besonderen Mittel greifen zu sollen, um ihren Lieblingen einen weiteren Vortheil vor den Instituten, deren Konkurrenz ihnen verhaßt ist, zu sichern. „Wer will, ist Dem nicht Alles möglich?" sagt Alceste in Goethes Mitschuldigen; und so erinnerte man sich der Prospektbestimmungen des Börsengesetzes, die seit einigen Jahren für das ganze Reich in Kraft sind. Nach § 36 des Gesetzes hat die Zulassungstelle die Aufgabe und die Pflicht dafür zu sorgen, daß das Publikum über alle zur Beurtheilung der zu emittirenden Werthpapiere nothwendigen thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse so weit wie möglich informirt wird, und bei Unvollständigkeit der Angaben die Emission nicht zuzulassen. Und nach § 38 ist vor der Zulassung, so fern es sich nicht um deutsche Reichs- oder Staatsanleihen handelt, ein Prospekt zu veröffentlichen, der die für die Beurtheilung des Werthes der einzuführenden Papiere wesentlichen Angaben enthält. Die Landesregirungen dürfen aber für Schuldverschreibungen, die sie oder das Reich garantiren, und für Obligationen kommunaler Körperschaften, kommunalständischer Kreditinstitute und unter staatlicher Aufsicht stehender Pfandbriefanstalten von der Einreichung eines Prospektes entbinden. Das kam bisher den Hypothekenbanken bei der Ausgabe ihrer Pfandbriefe fast allgemein zu Gute; und in der That hätte sich auch kein Grund finden lassen, heute für die fünfzehnte Serie einer Pfandbriefausgabe und drei Monate später für die sechzehnte Serie jedesmal eine genaue Darlegung und Veröffentlichung der Verhältnisse der ein für allemal konzessionirten Bank zu verlangen. Es mußten, wenn von dieser Regel — im Falle der Stettiner National-Hypotheken-Kredit-Gesellschaft — abgewichen wurde, schon Verhältnisse vorliegen, die der Aufsichtbehörde selbst Anlaß zum Eingreifen boten.

Nun dekretirt man aber plötzlich, daß die Befreiung von der Einreichung eines Prospektes bei den Zulassungstellen der Börsen im Allgemeinen nur noch für mündelsichere Werthpapiere gewährt werden soll. Dieser Mündelsicherheit erfreuen sich die preußischen Hypothekenbanken für ihre Obligationen nicht, wohl aber die im Allgemeinen mit geringeren Garantien ausgestatteten landschaftlichen Institute: und Das sagt Alles! Außerhalb Preußens besitzt, wie bereits gesagt, eine große Anzahl von Hypothekenbanken das Privilegium der Mündelsicherheit; die zuständigen Landesregirungen werden nicht säumen, dem preußischen Beispiel zu folgen, und dann wird den von einem preußischen landschaftlichen Kreditinstitut oder von einer nichtpreußischen Hypothekenbank ausgegebenen Pfandbriefen das Kapital der deutschen Sparer ohne Weiteres zur Verfügung stehen, während selbst für die besser fundirten Pfandbriefe der größten preußischen Hypothekenbanken der Prospektzwang fortdauert! Nun hat zwar die preußische Regirung die Einschränkung gemacht, daß „dem für die Emissionbörse vorzugsweise in Betracht kommenden Publikum die erforderlichen Informationen über das zu

emittirende Werthpapier auch ohne Ausgabe eines Prospektes zu Gebote stehen müssen." Das ist nach dem Börsengesetz aber ja ganz selbstverständlich und eine Zulassungstelle, die ihre Pflicht erfüllt, ist so wie so regelmäßig in der Lage, sich auch ohne Prospekt das nöthige Material zusammenzustellen.

Die Zulassungstellen müssen sich übrigens oft von den Börsen selbst die bittersten Wahrheiten sagen lassen, nicht weil sie zu streng, sondern weil sie zu mild sind und dadurch das Niveau der ihnen anvertrauten Börsen herabdrücken. Es giebt eben überall laxe oder gutmüthige Leute, denen eigentlich kein Unternehmen so verrottet erscheint, als könnte es nicht doch dem Börsenhandel dienen. Dann pflegt allerdings der Prospekt ungeheuer wortreich zu sein, — um die Hauptsachen zu verschweigen. Immerhin könnte das Publikum doch aus den Prospektveröffentlichungen recht wohl Nutzen ziehen, wenn es sich nur Mühe geben möchte, besser zu lesen und mit Besonnenheit zu prüfen, was Alles nicht darin steht. Gab es da einst in Rostock eine Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau, die nach vorübergehenden vielversprechenden Anfängen zusammenbrach. Auf den Ruinen baute sich eine neue Gesellschaft an, aber auch sie konnte acht Jahre lang auf keinen grünen Zweig kommen. Anfangs besaß sie noch 1300000 Mark Aktienkapital, schloß aber bald mit einem Verlust von 260000 Mark ab und mußte ihr Kapital um diese Summe vermindern. Der Versuch, für 260000 Mark neue Aktien auszugeben, schlug fehl und auch das Manöver, Vorzugsaktien — je eine gegen drei alte Aktien — abzusetzen, hatte nur mäßigen Erfolg. Schließlich wurde das Aktienkapital aber doch auf 1650000 Mark erhöht, wobei freilich die Gesellschaft stark verschuldet blieb, und es gelang der Verwaltung sogar, für ein Jahr vier Prozent Dividende herauszurechnen. Darauf stützte sie sich, um ihre Aktien an die Börse zu bringen. Die Zulassungstelle reicht ihr willfährig die Hand und die Aktiengesellschaft für Montanindustrie hat die Patronage übernommen. So weit das Publikum die Unvorsichtigkeit begangen hat, sich fangen zu lassen, wird ihm jetzt ein Emissionkurs über Pari vorgeschrieben. Der Prospekt enthielt eben nichts über die Höhe des Ausgabepreises! Daß die patronisirende Aktiengesellschaft besonderes Vertrauen einflößte, läßt sich übrigens nicht gerade behaupten. Das Bergwerkpapier, das sie zuletzt an die berliner Börse brachte, hat ununterbrochen Kurseinbußen erlitten und auch sonst scheinen nicht einmal ihre eigenen Unternehmungen zu prosperiren, geschweige die ihrer Schützlinge, die bereits anderswo vergeblich um Beistand angepocht haben.

Das Patronagesystem, das schon so manche Auswüchse gezeitigt hat, greift übrigens an den Börsen immer mehr um sich und geht mit einem Mißbrauch der Syndizirungbestrebungen Hand in Hand. Bei den elektrischen Gesellschaften sind wir schon längst daran gewöhnt, daß sie eine Bank oder eine Zweckgesellschaft vorschieben, um gewisse Aufträge zu erhalten oder um ihre Papiere einzuführen. Neuerdings greift aber sogar eine größere Bank zu etwas Aehnlichem, sei es, um die Provisionen in eine größere Zahl von Händen zu spielen, sei es, weil sie sich nicht mehr zutraut, den ganzen Umfang ihres Geschäftes zu übersehen, und dafür einer Sonderstelle zu bedürfen glaubt. Den Vortheil bietet jedenfalls eine solche Zweckgesellschaft, daß man die Verantwortlichkeit für schwierige und bedenkliche Geschäfte leicht auf sie abwälzen kann. Lynkeus.

Notizbuch.

Das preußische Staatsministerium hat in seiner schlappenreichen Geschichte eine neue Niederlage zu verzeichnen. Es hat — wie glaubwürdig erzählt wird, auf den Rath des inzwischen geadelten Herrn Thielen — die politischen Beamten weggejagt, die nicht für den Mittellandkanal stimmen wollten, für einen Plan, den bekanntlich nicht nur die ob ihrer blinden Begehrlichkeit berüchtigten Agrarier bekämpfen, sondern der auch bei namhaften Aquariern, bei großen Handelskammern, bei Nationalökonomen wie Max Sering und Gustav Cohn auf Widerstand stößt. Durch seine That hat das preußische Staatsministerium bewiesen, daß es von den politischen Beamten nicht nur das rückhaltlose Bekenntniß zu den Grundanschauungen der offiziellen Politik verlangt, sondern ihnen auch zumuthet, für jedes einzelne, vielleicht noch ganz ungeklärte Projekt ohne Murren und Zaudern einzutreten. Eine sichtbarere Schwächung der Beamtenautorität konnte kein boshafter Demokrat ersinnen. Die Präsidenten und Landräthe sind in ihrem Wirken dadurch des letzten Scheines selbständiger Ueberzeugung entkleidet worden. Allgemein war und ist noch heute die Ansicht, durch dieses Vorgehen sei Sinn und Wortlaut der preußischen Verfassung, über deren freiheitlichen Aufputz jetzt jeden Abend im Deutschen Theater gelacht wird, verletzt worden; und wenn sich die Möglichkeit geboten hätte, das Ministerium in Anklagezustand zu versetzen, dann wäre es nach menschlichem Ermessen von jedem unbefangenen Gerichtshof des Verfassungbruches schuldig erkannt worden. Dieses Schicksal war ihm am elften Januar nun im preußischen Abgeordnetenhause beschieden. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe, der im Kronrath zuerst für die Auflösung des Abgeordnetenhauses und dann, als der König diesen Weg verwarf, für die disziplinarische Bestrafung der unbotmäßigen Beamten gestimmt hatte, verlas eine Erklärung, die das Ministerium von dem Vorwurf des Verfassungbruches reinigen sollte, — ungefähr so, wie eine von dem selben Herrn an erster Stelle unterzeichnete Erklärung einst den sehr ehrenwerthen Herrn von Boetticher gereinigt hatte. Der damals Gereinigte ist dankbaren Gemüthes: er hat noch neulich in einem Trinkspruch seinen Wohlthäter verherrlicht. Der Landtag hat zu Gefühlen der Dankbarkeit weniger Anlaß; und so lachten die Abgeordneten den Ministerpräsidenten höchst respektlos aus. Noch schlimmer würde es dem alten Herrn ergehen, wenn er die selbe oder eine ähnliche Erklärung im Herrenhause verlesen sollte, wo die Angelegenheit wohl auch erörtert werden wird. In keiner Partei erstand der Regirung ein Vertheidiger; und von den Herren von Köller, von Kardorff und von Zedlitz bekam sie Dinge zu hören, die keiner preußischen Regirung je bisher von konservativen Politikern gesagt worden sind und die, wie man meinen müßte, keine Regirung hinnehmen kann. Das wäre ein Irrthum. Die Minister wurden vor einer „Ueberspannung des monarchischen Gedankens" gewarnt; es wurde ihnen vorgeworfen, die Krone werde von ihnen „übel berathen" und sie forderten, statt altpreußischer Königtreue, byzantinische Sklavengefühle; sie wurden offen des Verfassungbruches angeklagt und dem Ministerium Polignac verglichen, das Karl den Zehnten von Frankreich ins Unglück stürzte, — einerlei: die Excellenzen nahmen Alles gelassen hin, packten, nach belanglosen Reden, ihre Akten zusammen und gingen, scheinbar ganz vergnügt, nach Hause. Man könnte nach diesem Vorgang fragen, wie viele Niederlagen wohl nöthig sind, um in Preußen heutzutage ein Ministerium unmöglich zu machen. Doch solche Fragestellung wäre

recht unfreundlich. Sagen wir lieber: Seit dem elften Januar 1900 kann nur noch ein ganz gewissenloser Nörgler und Hetzer daran zweifeln, daß wir in der preußischen Regirung starke Männer haben.

* * *

Nur in Preußen? Nein: auch im Reich, dem Himmel sei Dank. Oder ist der rhetorische Aufwand, den Graf Bülow bei einer Schiffstaufe neulich in Stettin getrieben hat, etwa nicht eine starke Leistung? Zweimal an einem Tage hat der Staatssekretär gesprochen, schön gesprochen, sehr fein nuancirt gesprochen; und es ist recht unartig von seinen bisherigen Freunden, daß sie diesmal mit seiner Oratorenthat nicht zufrieden sind. Mancherlei mag ja daran zu bekritteln sein — mein Gott: wer ist denn vollkommen? — und die Behauptung, ein Mann von annähernd bismärckischem Wuchs hätte sich nie zu solchen Gemeinplätzen erniedert, mag Einiges für sich haben. Aber das Ganze war doch wundervoll auf den Kindertheaterton gestimmt, der für solche Anlässe bei uns nun einmal üblich geworden ist und, wie es scheint, gern vernommen wird. Zuerst, bei der offiziellen Taufe des für die Hamburg-Amerika-Linie gebauten Riesenschnelldampfers „Deutschland", war der Kaiser anwesend und es zeigte sich, daß der Staatssekretär in wesentlichen Punkten ganz mit den Anschauungen des Monarchen übereinstimmt. Das ist, im Interesse einer gedeihlichen Förderung der Geschäfte, doch schon sehr erfreulich. Graf Bülow — er ist der Nächste zum Fürstentitel — sprach als ein im tiefsten Wesenskern frommer Mann, so innig und des Gottes voll, daß seine journalistischen Freunde vom Tageblatt und der Kölnerin ganz verblüfft gewesen sein müssen; er nannte den liebenswürdigen, gütigen, stillen, bescheidenen ersten Kaiser im neuen Reich wiederholt den „Großen", erwähnte bei seinem Rückblick auf deutsche Entwickelungen Bismarck nicht und sprach nur von den „unsterblichen Berathern des großen Kaisers", also von einem Kollektivum, das, weil es gewürdigt ward, einen Großen berathen zu dürfen, unsterblich geworden sei. Später, als das Schiff vom Stapel gelaufen war, gab es natürlich ein Festmahl. Der Kaiser war nicht anwesend; aber viele Hanseaten und andere Nationalliberale saßen am Tisch. Graf Bülow redete abermals; und nun zeigte sichs, daß er im Grunde ein echt nationalliberaler Politiker ist. Dem lieben Gott gönnte er diesmal Ruhe, aber Bismarck nannte er den größten Staatsmann aller Zeiten und sprach vom Tollen Jahr, von dem Einheitstreben und frühen Flottenglauben der deutschen Demokratie so liebevoll und zärtlich, wie es sonst höchstens Herr von Bennigsen an guten Tagen fertig bringt. Auch im Uebrigen enthalten beide Reden noch wunderschöne Sätze, die jeden Leitartikel zieren würden. Wie allerliebst ists zum Beispiel, wenn der Staatssekretär ausführlich und schwungvoll erzählt, die Hamburg-Amerika-Linie und der stettiner Vulkan hätten ursprünglich ein viel kleineres Aktienkapital gehabt, als sie es heute haben. Das trifft auch auf etliche Tausende anderer Firmen zu, — gewiß; aber es macht sich doch immer wieder gut und stärkt den Glauben an die erreichte Herrlichkeit. Und wie lieblich klingt die Geschichte von der deutschen Hansa, die elend zu Grunde gehen mußte, weil das Reich ihr keinen genügenden Schutz durch Kriegsschiffe bot! Zwar könnte man einwenden, die Hansa sei gar keine deutsche Institution gewesen, sondern eine internationale Unternehmergenossenschaft, die böse Buben damals vielleicht die

Goldene Internationale nannten und die unterging, weil die Bedingungen des Schiffahrtverkehres und der Ausbeutungmöglichkeiten sich änderten und weil die dynastischen Territorialherren, darunter auch die Hohenzollern, die Konkurrenz dieser ihrer Aufsicht und Leitung nicht zugänglichen internationalen Großmacht nicht länger dulden wollten. Im „Vorwärts" ist ja daran erinnert worden, daß es gerade ein Hohenzollernfürst war, der die Auflösung des märkischen Hansabundes verfügte. Aber kommt es auf solche Kleinigkeiten wirklich an? Wie kann man nur so pedantisch und eigensinnig sein! Wir sind an diese Hansageschichten nun einmal gewöhnt, wollen sie nicht missen und sollten froh sein, wenn sie in so herzigem Feuilletonistenstil vorgetragen werden. Dann hat die Bosheit darüber gespottet, daß der excellente Tafelredner so viel von Theater, Rollen, Statisten, Bühne gesprochen habe, und gemeint, die ganze Sache sei theatralisch aufgeputzt. Ja, warum denn nicht? Wenn die Bretter die Welt bedeuten: warum soll ein hoch gesinnter Herr nicht auch einmal die Welt für eine Bretterbühne ansehen, auf der er agirt, Politik treibt, Kolonien erobert, Schiffe ausrüstet und den Weltlauf bestimmt? Das ist doch ein ganz harmloses Vergnügen, an dem sich kein billig Denkender ärgern darf. Wer sich auf diesem Brettergerüst bewegt, Der kann wohl zu dem Glauben gelangen, „daß hinsichtlich der Ziele unserer auswärtigen Politik und auch der Mittel, um diese Ziele zu erreichen, tiefere Divergenzen in der Nation nicht obwalten." Andere minder glückliche Leute finden freilich, es sei „hinsichtlich" der Ziele und Mittel unserer auswärtigen Politik die äußerste Unklarheit vorhanden und es werde, wenn sie je der Klarheit wiche, zu recht unangenehmen Divergenzen kommen. Ists also nicht gut, daß wir noch nicht so weit sind? Bedenklich scheinen eigentlich nur zwei Sätze des stets begeisterten Redners. Erstens meint er, der Reichstag und die Flotte seien Geschwister und er hoffe, „Mutter Germania werde auch weiter an diesen beiden Kindern ihre helle Freude haben." Mutter Germania, diese wunderliche Dame, hat an dem Reichstag also bisher „ihre helle Freude gehabt". Das ist schließlich Geschmackssache; über diesen selben Reichstag hat der Deutsche Kaiser sich, wie man noch nicht vergessen hat, mehrfach im Ton tiefster Entrüstung geäußert. Aber wie stehts mit der genealogischen Tafel? Wenn der Reichstag der Sohn der Frau Germania ist: in welchem verwandtschaftlichen Verhältniß stehen zu der würdigen Dame dann Volk, Bundesfürsten, Bundesrath? Auch mit der Tochter Flotte — gemeint sind die vom Volk bezahlten und gebauten Schiffe, auf denen Söhne des Volkes als Befehlshaber und Bedienstete thätig sind — ists so'ne Sache, wie der Berliner sagt. Da der Reichstag ihr Bruder ist: wer ist ihr Vater? Leicht ists nicht, sich in diesen Wirren zurechtzufinden. Und fast noch schwerer ist es, den zweiten bedenklichen Satz zu verstehen. Der in Stettin getaufte Dampfer soll an Schnelligkeit alle anderen übertreffen. Darob spricht also Graf Bernard von Bülow: „Wie dieses Schiff den anderen über sein soll, so viele ihrer auch die Meere durchqueren, so möge immerdar für jeden Deutschen Deutschland, Deutschland über Alles sein, über Alles auf der Welt!" Sehr schön, ganz wundervoll sogar. Nur . . . Das Schiff soll doch wirklich, nicht nur in der Vorstellung, alle anderen an Leistungfähigkeit übertreffen. Und Deutschland? Soll seine Weltpolitik darin bestehen, daß es im Erraffen und Erobern mehr leistet als alle anderen Staaten? Oder genügt es, wenn das Deutsche Reich, ob es nun groß oder klein, siegreich oder geschlagen sei, dem guten Deutschen im innersten Herzen mehr gilt als alles Andere auf der Welt? In beiden Fällen

stimmt der Satz nicht recht und es könnten sich über Ziel und Grenzen der Weltpolitik am Ende doch beträchtliche Divergenzen ergeben. . . . Das sind im Grunde aber auch nur geringfügige Bedenklichkeiten. Wenn Graf Bülow, wie manche rückständige Leute zu wünschen scheinen, nüchtern gesagt hätte, zu welchem Zweck, zur Erreichung welchen Zieles wir die Verdoppelung der Schlachtflotte dringend brauchen, dann wäre solche Darstellung furchtbar langweilig geworden. Darauf hat der kluge Staatssekretär sich nicht eingelassen; er hat den blühenden Stil lauffisch-levysohnischer Poesie vorgezogen. Und es klingt nicht unwahrscheinlich, wenn erzählt wird, Herr Ballin, der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, habe nach der Taufeier seufzend gesagt, von all den Journalisten, die er im Lauf der Jahre umsonst über die Meere geführt und reichlich mit Speise und Trank gelabt habe, könne kein Einziger an Bilderreichthum und feuilletonistischer Begabung sich dem im Auswärtigen Amt waltenden Staatssekretär vergleichen.

* * *

In einer vom Rektor der Technischen Hochschule in Charlottenburg verlesenen Kundgebung hat der Deutsche Kaiser feierlich erklärt, er betrachte die Sozialdemokratie als eine vorübergehende Erscheinung, die sich austoben müsse. Dieses Wort, das wir sehr ernst nehmen müssen, schließt die lange Aera des „Kampfes gegen den Umsturz". Denn zum Kampf gegen eine vorübergehende Erscheinung bietet eine verständige Regirung nicht die gesammelte Macht eines großen Reiches auf, um eines so zwecklosen Kampfes willen zersplittert sie nicht die zur Erreichung lohnenderer Ziele nöthigen Kräfte der ohnehin schon allzu weit von einander geschiedenen Volksschichten. Und es kann nicht empfehlenswerth sein, einer Erscheinung, die sich austoben muß und austoben wird, durch Zwangsmaßregeln die unerläßliche Gelegenheit zum Austoben zu nehmen. Wenn, wie bis auf Weiteres vorauszusetzen ist, der Bundesrath der Ansicht des Kaisers nicht widerstrebt, dann muß dem Wort schleunigst die That folgen, muß der neue Weg ohne Säumen beschritten werden. Von Ausnahmegesetzen, Umsturz- und Zuchthausvorlagen darf dann nicht ferner mehr die Rede sein. Die sozialdemokratische Partei muß künftig genau wie alle anderen Parteien behandelt werden. Man gebe ihr die Erlaubniß, Berufsvereine zu gründen, befreie sie von allen Fesseln, die jetzt noch das Recht auf Koalition belasten, erschwere und hindere ihre Versammlungen nicht, erspare ihr alle Chicanen und Vexationen, gestatte ihren Mitgliedern die Annahme aller kommunalen Ehrenämter und enthalte sich aller unmodernen Umsturzredereien. Dann hat die Sozialdemokratie die Möglichkeit, sich nach Herzenslust auszutoben; und der bürgerlichen Gesellschaft bleibt dennoch das Recht und die Kraft, mit den vom Strafgesetzbuch zur Verfügung gestellten Mitteln alle Ausschreitungversuche zu unterdrücken. Wenn man sich entschließt, etwa fünf Jahre lang, was auch geschehen möge, auf diesem Weg zu verharren und um keinen Preis den sich Austobenden auch nur den geringsten für die Agitation brauchbaren Stoff zu liefern, dann wird es, nach Ablauf dieser treuga imperatoris, sich zeigen müssen, ob die in der Sozialdemokratie politisch organisirte Erhebung des Proletariates wirklich eine vorübergehende Erscheinung war.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen praktischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

!!!

Dr. Hundhausen's

Aleuronat purissimum

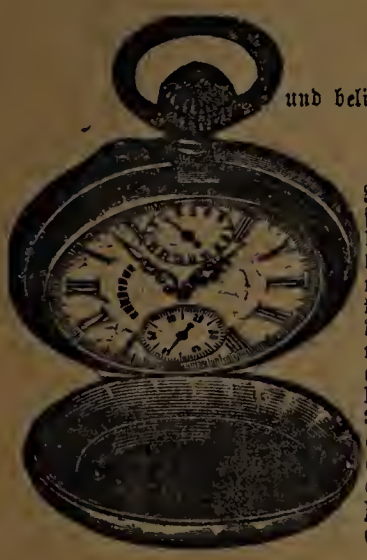
ist das

billigste, edelste und beste Nähreiweiss, Das Vorzüglichste bei Diabetes und Fettleibigkeit. Unübertroffen als Nahrung für Säuglinge, Schwache und Reconvalescenten. —

Litteratur I. ärztlicher Autoritäten steht gratis zur Verfügung. In allen Apotheken und besseren Droguengeschäften erhältlich. —

Aleuronatfabrik

Hamm i. Westf.



Die Schönste

und beliebteste Uhr der Welt ist unstreitig unsere, durch unzählige Anerkennungen ausgezeichnete, echte

Gold-Plated-Cavalieruhr

Remont. Sav.(Sprungdeckel) mit 3 hochf. echten **Gold-Plated-Kapseln**, f. f. Präcis.-Werk auf die Sekunde regulirt u. 3 jähr. Garantie. Diese Uhr, welche vermöge ihrer prachtvollen, elegant. Ausführung u. wunderbar., kunstvoll. Guillochirung (auch glatt vorräthig) v. einer echt goldenen Uhr nicht zu unterscheiden ist, i. massiv Gold mindestens M. 200.— kosten würde, ist, wie allgem. anerkannt, ein wahres Meisterstück vollendeter Uhrenfabrikation und kostet pro Stück **nur Mk. 15.—** porto- u. zollfrei. (Nicht zu verwechs. mit den billigen vergold. Uhren.) Damenuhren **Mk. 20.—**. Hierzu passende elegant. Herren- oder Damenketten **Mk. 3.—6.—** p. Stck. Diese Uhren erfreuen sich n. nur bei Beamten, welche e. ganz genaugehende Uhr brauchen, sondern auch b. Denjenigen, welche e. **vollkommenen Ersatz für eine goldene Uhr** wünschen, d. allgem. Anerkenn. u. Bewunderung. Versand geg. Nachn. Nicht zusag. Zurückn.

Etablissement d'horlogerie Basel ^F. Genf (Schweiz): Commandit-Gesellschaft. ✻ Lieferanten der allerhöchsten Aristotratie.

Dr. Walther's Verlag

Leipzig und Wien VIII, Zeltgasse 11

Soeben erschien die sensationelle Schrift:

Die „moderne" Kunst. Zeit- und Streitlieder von **Wilh. Walther.**
Zum Preise von M. 4,00 brochirt, geb. M. 5,00.

„Von Gottes Gnaden", ein Sonettencyklus für die suchende Zeit von **Wilh. Walther.**
Brochirt M. 4,00, geb. M. 5,50.

„Fin de Siècle-Bilder". Eine Sammlung von Wanda von Leipziger (Violetta).
Brochirt M. 3,00, geb. M. 4,50.

„Die Waldkönigin" eine deutsche Märchendichtung von **Dr. Karl Steiner. Br. M. 2,00.**

„Geschichten von heute und aus der Vergangenheit."
Eine Sammlung von Hans von Millen-Meierhof.
Brochirt M. 3,00, geb. M. 4,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der Verlag kauft Manuscripte jeden Genres

zu den höchsten Preisen und vermittelt Druck und Vertrieb.
Den Manuscriptsendungen sind stets **40 Pf.** Rückporto anzufügen.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pf.

Pilsner, in Gebind., Flaschen u. Syphons. Der Urquell ist das 1842 gegr. Bürgerl. Bräuhaus in Pilsen, General-Vertreter F. & M. Camphausen, Berlin, Breslau, Hannover, Stettin. Um sich durch Imitationen nicht täuschen zu lassen, wird gebeten, kurzweg zu verlangen: Camphausen's Pilsner Urquell.

Näh. im Prosp.

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für **Nerven-** und **Morphium-** und dergl. **Kranke**

Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

Baden-Baden.

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. u. verb. Auflage.

Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. 2 Aerzte

Morphium-

Kranke werden in 20 Tagen geheilt

Ohne Qual und Zwang

Prospecte frei durch den leit. Arzt **Dr. F. Müller**

Sanatorium **Baden-Baden** Scheibenstrasse 1.

* 1898. *

3 goldene Medaillen.

Paul A. Henckels,

Solingen Fabrik und Versandhaus feiner Stahlwaren.

No. 474.

Gegen Einsendung von Mk. 2.— erfolgt franco Zusendung in einem feinen Leder-Etui.

Neuheit für Radfahrer, mit fein versilbertem Heft, enth.: 1 Klinge, 1 Schraubenzieher 1 Pneumatic-Heber.

Wiederverkäufer Rabatt.

Reichhaltige illustrirte Preisliste umsonst und portofrei.

PROBIEREN SIE

MERCIER

EXTRA QUALITÉ SEC.

OTARD DUPUY

expedieren nur authentischen

COGNAC.

Für Inserate verantwortlich: Max Egert, Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

GI44 Salin

VIII. Jahrg. Berlin, den 27. Januar 1900. Nr. 17.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Antike Humanität. Von Karl Jentsch	145
Der Lyriker unserer Tage. Von Kurt Breysig	156
Hermann Lingg. Von Martin Greif	170
Der Mann und die Mode. Von Heinrich York-Steiner	173
Der Rhein-Elbe-Kanal. Von Walter Kamper	178
Kapitalistensorgen. Von Lynkeus	186
Notizbuch	190

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.

Verlag der Zukunft

Friedrichstraße 10.

1900.

Morphium-

Kranke werden in 20 Tagen geheilt

Ohne Qual und Zwang

Prospecte frei durch den leit. Arzt **Dr. F. Müller**

Sanatorium **Baden-Baden** Scheibenstrasse 1.

Paul A. Henckels, Solingen

Fabrik und Versandhaus feiner Stahlwaren.

No. 509.
Bayerisches Jagdmesser mit polirter Silberstahlklinge, 10 cm, ganze Länge 22 cm, per Stück Mk. 3.20 franco.

Echt Hirschhorngriff.

Versand nur gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrages. ▪ Garantie für die Qualität meiner sämtlichen Artikel. ▪ Nicht Passendes tausche bereitwilligst um. ▪ ▪ ▪ Mein reichillustrirter Haupt-Katalog, enthaltend sämtliche Stahlwaren, Haushaltungsgegenstände, complete Aussteuern, passende Geschenke für alle Gelegenheiten, wird auf Wunsch kostenfrei zugeschickt.

Carl Duncker's Verlag, Berlin W. 35.

Dr. R. Günther, ***Kulturgeschichte der Liebe.***

hochelegant brosch. Mk. 7.–

Technikum Hildburghausen für ● Maschinen- & Elektrotechniker, ● Baugewerk & Bahnmeister etc.

Nachhilfecurse. ● Progr. durch d. Herzogl. Direktor.

Dr. Leibold, Berlin, Potsdamerstr. 39, Spezialarzt für

Entziehungskuren von **Morphium**, Opium, Cocain, Alkohol etc.

Nach schonendster, besonderer u. neuer Methode. Siehe Dr. L.: D. sich. Heil. d. Morph.-Krankheit ohne Qualen. — Verlag H. Stens, Cleve.

Alleinige Inseraten-Annahme für **„Die Zukunft"** *durch Heinr. Eisler, Annoncen-Expedition, Berlin, Hamburg.*

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Januar 1900.

Antike Humanität.

Unter Humanität verstehe ich, was das Wort besagt: echte Menschheit und Menschlichkeit, eine Beschaffenheit und ein Verhalten des Menschen, die der Idee des Menschen entsprechen. Ich behaupte nun, daß die Hellenen und die hellenisch gebildeten Römer als die Ersten und in der alten Welt die Einzigen in diesem Sinne human gewesen sind. Gegen diese Ansicht werden gegenwärtig vier Einwürfe erhoben: 1. Der Begriff der Humanität ist widersinnig, da es keinen Menschen an sich, sondern nur verschiedene bestimmte Menschen giebt: Männer, Weiber, Kinder, schlechte, gute, dumme, gescheite, Chinesen, Hottentotten, Deutsche, Franzosen u. s. w. 2. Die alten Griechen und gar die Römer sind nichts weniger als human gewesen. 3. Nur das Christenthum macht human. 4. Nur die moderne naturwissenschaftliche Bildung und der moderne Industrialismus machen human. Ich beschränke mich für heute auf die ersten beiden dieser vier Einwürfe.

Es ist nicht nöthig, auf den alten großen Prinzipienstreit zwischen Realismus und Nominalismus, Idealismus und Entwickelungtheorie einzugehen. Jedermann weiß, was ein schönes Pferd ist; ob es Gott oder der Züchter geschaffen hat, ob die in ihm verwirklichte Pferdheit eine ewige oder eine gewordene Idee ist, darauf kommt nichts an: wo immer das Idealpferd geschaut wird, da entsteht in den Köpfen der Beschauer die Idee der Pferdheit, die darunter nicht im Mindesten leidet, daß es plumpe Ackergäule, struppige Kosakenpferde und jammervolle Klepper giebt. Die Griechen haben, wie Houston Stewart Chamberlain richtig sagt, den Menschen, Das heißt: den Idealmenschen, entdeckt. Sie hätten ihn nicht entdecken können, wenn er nicht vor ihnen gestanden hätte. Buschweiber und Botokuden oder Mongolen-

THE GETTY CENTER
LIBRARY

jünglinge haben dem Phidias nicht Modell gestanden. Der Arier ist der Idealmensch von Natur, aber die volle Ausgestaltung des Ideals erforderte geistige und leibliche Arbeit; diese Arbeit haben die Hellenen zuerst von allen arischen Völkern geleistet und die Zeugnisse dieser Arbeit haben wir in den Werken ihrer Architektur, Plastik, Poesie und Wissenschaft vor Augen und in Händen. Daß das ästhetische Ideal, nachdem es die Griechen einmal an sich selber entdeckt hatten, den europäischen Völkern nicht mehr verloren gegangen ist, daß es überhaupt unveränderlich ist, wird gelegentlich bestritten; spätere Zeiten hätten anderen Idealen den Vorzug gegeben. „Die geschundenen Heiligen, die Statuen Christi, die wir heute noch zu Hunderten an den Wegen aufgerichtet sehen, sind nicht schöner als chinesische Fratzen und dennoch beherrschten und beherrschen sie das ästhetische und religiöse Denken einer Masse von Europäern." (?) Aber wo die Kirche das Häßliche protegirt, da thut sie es nicht, weil ihre europäischen Vertreter das Häßliche für schön halten, sondern weil sie im Schönen einen Fallstrick des Teufels fürchten; und die Heiligen Sebastiane, die büßenden Magdalenen der großen Maler, die Kruzifixe der tiroler Schnitzer sind keine häßlichen Fratzen, sondern schöne Jünglings-, Männer- und Frauengestalten; wenn an den Wegen katholischer Gegenden Fratzen stehen, so ist die Ursache davon weniger eine mangelhafte Aesthetik als der Umstand, daß unsere Bauern entweder zu arm, oder zu geizig sind, um Kunstwerke zu kaufen. Daß aber die christlichen Maler und Bildhauer nicht gleich nach der Völkerwanderung Buonarottis gewesen sind, daran war nicht ein falsches Ideal, sondern der Verlust der Technik schuld, die erst langsam wieder erworben werden mußte; es ging ihnen wie heute noch uns kunstverständigen Nichtkünstlern: wir wissen wohl, was schön ist, aber machen können wir's nicht. Da nun die Griechen im eigenen Volke das Idealmenschenthum entdeckt hatten, so verstand es sich von selbst, daß sie den Unterschied zwischen sich und den dem Ideal weniger entsprechenden Menschen bemerkten. Selbst die stammverwandten Römer den Barbaren beizuzählen, waren die Griechen berechtigt, so lange jenen die feinere geistige und ästhetische Bildung fehlte. Eratosthenes hatte die Eintheilung der Menschen in Griechen und Barbaren getadelt und die in Gebildete und Ungebildete für berechtigter erklärt, weil es auch unter den Barbaren gebildete und unter den Griechen rohe Menschen gebe; darauf erwiderte Strabo, eben ihrer höheren Bildung wegen hätten sich die Griechen von allen übrigen Völkern unterschieden; Ausnahmen bestätigten die Regel. Insofern allerdings hatte Eratosthenes gegen Strabo Recht, als vom dritten Jahrhundert ab, wo die Griechen entarteten, während sich ihre Bildung über den ganzen römischen orbis terrarum ausbreitete, die alte Eintheilung hinfällig wurde. Aber in ihrer Blüthezeit würden sie der Humanität einen schlechten Dienst erwiesen haben, wenn sie persische Satrapen eingeladen hätten,

ihre Städte zu regiren, wenn ihre Dichter syrische Wörter in die attische Sprache aufgenommen und wenn ihre Maler und Bildhauer Modelle aus Aethiopien bezogen hätten. Man soll auch dem Neger Gerechtigkeit und Wohlwollen erweisen, aber ihm und seiner Lebensauffassung nicht Gleichberechtigung in unseren Kulturstaaten einräumen; man soll auch den Rüpel menschlich behandeln, nicht aber statt des Heros aufs Postament stellen. So haben es die Griechen gehalten. Selbstverständlich sind nicht alle Griechen — sogar die meisten nicht — Idealmenschen gewesen und keiner konnte es in dem Sinne sein, daß er alle guten Eigenschaften im höchsten Grade in sich verkörpert hätte. Einen Idealmenschen in diesem Sinne giebt es schon aus dem Grunde nicht, weil sich die höchsten Grade entgegengesetzter Eigenschaften, zum Beispiel von Kraft und von Zartheit, nicht mit einander vertragen; das Ideal wird immer nur in einer Vielheit von Individuen verwirklicht, die seine verschiedenen Seiten darstellen. Eben Das aber geschah bei den Griechen und die verschiedenen Charaktere und Temperamente überschritten in der Kunst niemals, im Leben nur in erträglichem Maße, die Schönheitlinie; Karikaturen waren Ausnahmen. Uebrigens ist der selbe Strabo, der die Eintheilung der Menschen in Griechen und Barbaren rechtfertigt, einsichtig und billig genug, die Tugenden der einfach lebenden Scythen anzuerkennen und zu gestehen, daß die Verbreitung griechischer Verfeinerung unter den Barbaren bei diesen als Gift gewirkt habe.

Fragen wir nun, worin das echt Menschliche im Einzelnen besteht, so ist es wieder ein Grieche, der uns die Antwort darauf giebt. So lange gebildete Menschen denken werden, werden sie den Inhalt des echten Menschenthumes mit keinen anderen Worten bezeichnen als: das Schöne, das Wahre, das Gute. Aus dem hellenisch Anschaulichen ins Schuldeutsch übersetzt heißt Das, daß nur der ästhetisch und wissenschaftlich gebildete Mann von gutem Charakter, dessen leibliche Erscheinung zugleich befriedigt, ein Vollmensch ist. Mit dem Schönen brauchen wir uns nicht aufzuhalten, weil seinen Besitz den Griechen Jedermann zugesteht. Man kann wohl darüber streiten, in welchem Umfang das Häßliche, das Gemeine, das ästhetisch Gleichgiltige in der Kunst zulässig oder erwünscht oder unentbehrlich sei: aber daß die griechischen Bildwerke schön sind, hat noch Niemand bestritten. Wie weit der Vorwurf begründet ist, daß die bildende Kunst der Griechen nur das akademisch Schöne, aber nicht das charakteristisch Schöne und die Seelenschönheit, dargestellt habe, läßt sich bei der Geringfügigkeit der Reste ihrer Malerei, die auf uns gekommen sind, nicht sicher entscheiden. Sollte er begründet sein, so würde er nicht schwer wiegen, da man nicht verlangen kann, daß ein einzelnes Volk in wenigen Jahrhunderten Alles leiste, was auf einem weiten Gebiet zu leisten ist.

In Beziehung auf das Wahre, auf die Entfaltung der Intelligenz,

ist einfach zu sagen, daß sie die Wissenschaft, die wissenschaftliche Methode geschaffen haben. Einzelne Wissenschaften sind auch von den Orientalen gepflegt worden und die Griechen sind darin sogar ihre Schüler gewesen. Aber bei den Orientalen wurden die Astronomie, die Physik und namentlich die Mechanik nur so weit gepflegt, als man sie für praktische Zwecke brauchte, die Geisteswissenschaften standen ganz und gar im Bann der Theologie oder, was in den meisten Fällen das Selbe war, des Aberglaubens. Die sokratische Schule hat nun, unabhängig von aller Theologie, unbeeinflußt und unbevormundet von priesterlichen Autoritäten, die Logik, die rationelle Psychologie, Ethik, Aesthetik und Pädagogik begründet. Wissen wir etwa heute viel mehr von der Seele, als uns Xenophon und Plato lehren? Mehr Streitpunkte hat die neuere Forschung aufgedeckt, aber nicht viel mehr Positives geliefert. Und was uns diese hellenischen Lehrer der Geisteswissenschaften bieten, Das bieten sie auch zugleich in der vollendetsten Form; neben Plato nehmen sich Alle, die nach ihm wissenschaftliche Fragen dialogisch zu behandeln versucht haben, wie Stümper aus; so wie er vermag kein Anderer das Studium zum Genuß zu machen. Aristoteles aber und die übrigen Physiker haben die naturwissenschaftliche Methode begründet und sind in der Astronomie bis auf den Standpunkt des Kopernikus gelangt. Was kann der große Stagirite dafür, daß man ihn im Mittelalter zum Götzen machte und, statt seine empirische Methode nachzuahmen, Die als Ketzer verbrannte, die über seine Ergebnisse hinauswollten? Um übrigens diesen Ergebnissen, die selbstverständlich lückenhaft und zu einem großen Theil falsch sind, gerecht zu werden, muß man bedenken, daß bei des Aristoteles Geburt erst vierhundert Jahre seit der Zeit verflossen waren, wo die Griechen, aus ihrer mythischen Periode heraustraten und die ersten schriftlichen Aufzeichnungen zu machen begannen. Kein Mensch, der eine seiner naturwissenschaftlichen Abhandlungen gelesen hat, kann daran zweifeln, daß dieser Mann, wenn er mit den Hilfsmitteln unserer Zeit ausgerüstet gewesen wäre, auch jede der großen Entdeckungen und Erfindungen unserer Zeit zu machen fähig gewesen sein würde.

Gesteht man nun vielleicht auch dieses Zweite den Griechen zu, so bestreitet man ihnen desto heftiger das Dritte: das Gute. Daß sie es gekannt und allseitig dargestellt haben, beweise ich ausführlich in einem Buch, das ich nächstens herausgeben werde. Hier muß der Hinweis darauf genügen, daß in den Werken der drei großen atheniſchen Tragiker keines unserer sittlichen Einzelideale fehlt. Wir haben den standhaft und unschuldig leidenden Gerechten: Prometheus; den menschenfreundlichen Beschützer aller Bedrängten: Theseus im „König Oedipus“, in den „Schutzflehenden“ und im „rasenden Herakles“; die schöne Seele des unschuldigen, wahrhaftigen, einfältigen und barmherzigen Jünglings: Neoptolemus im „Philoktet“; den aufopfernden Freund:

Jolaus in den „Herakliden“ und Pylades in der „Tauriſchen Iphigenie“; die Schweſter, die das göttliche Gebot der Geſchwiſterliebe gegen einen tyranniſchen Staatswillen erfüllt: Antigone; die aufopfernde Kinderliebe: Antigone und Ismene im „König Oedipus“; Kindesliebe: Herakles im „Raſenden Herakles“ und Oedipus im „König Oedipus“; das ideale Gattenpaar: Admet und Alkeſtis in der „Alkeſtis“; und ſogar die ideale Jünglingskeuſchheit: Hippolyt im gleichnamigen Stück. Ich will den Stoff nicht erſchöpfen; das Angeführte wird genügen. Woher ſollten die Dichter dieſe Geſtalten genommen haben, wenn nicht aus dem Leben? Der Dichter kann ſo wenig wie der Bildhauer ohne Modell ſchaffen. Beide müſſen dem Modell nachhelfen, gewiß, oder auch ein Paar Modelle kombiniren, um die Idealgeſtalt herauszubekommen, aber ſo wenig Praxiteles aus Mongolenbeinen und Mongolennaſen, und wären ihrer eine Million geweſen, ſeinen Hermes hätte zuſammenleſen können, ſo wenig hätte Sophokles aus einer Mixtur von lauter Gaunern und Menſchenſchindern einen Neoptolemus brauen können. Wahrſcheinlich ſind in Althellas ſo wie heute bei uns die edlen und vollkommenen Menſchen die Ausnahme, die Meiſten mittelgut und ein gut Theil grundſchlecht geweſen. Aber wenn man Jemand einen Begriff vom Chriſtenthum geben will, ſo ſchickt man ihn doch weder zur ſpaniſchen Inquiſition noch zu den Landsknechten des Dreißigjährigen Krieges noch zu den unbeſchnittenen Gründern von Berlin-Weſt noch zu Bauern und Handwerkern, die ihre Weiber prügeln, in die Lehre, ſondern man giebt ihm das Neue Teſtament und die Lebensbeſchreibung von Franziskus Seraphikus oder Saleſius oder von Auguſt Hermann Francke in die Hand. Das wirkliche Leben der alten Griechen kommt für uns um ſo weniger in Betracht, als ſie ſeit zweitauſend Jahren tot ſind und ihre möglichen Laſter Niemand mehr anſtecken können; nur mit dem Niederſchlag ihres beſſeren Selbſt in den Reſten ihrer Literatur haben wir es zu thun.

Aber in dieſer Literatur iſt nun gerade Das, was man im engeren Sinne Humanität zu nennen pflegt, ſo deutlich ausgeprägt, daß wir ſchon darum annehmen müſſen, es habe ihnen auch im Leben nicht gefehlt. Menſchenfreundlichkeit iſt der Grundzug aller Geſtalten der Tragoedie, die das Gute vertreten. Ein Hymnus auf die Menſchenfreundlichkeit iſt des Xenophon Kyrupädie von Anfang bis zu Ende. Was kann es Menſchenfreundlicheres geben als die Hauptperſonen der Odyſſee? Wer, er ſei Mann oder Weib, Knabe oder Greis, Schuhflicker oder Miniſter, kann, wenn er nicht ein Holzklotz iſt, die Begrüßung des Telemach durch den göttlichen Sauhirten im ſechzehnten und die Begrüßung des wiedergefundenen Gatten durch Penelope im dreiundzwanzigſten Geſange der Odyſſee ohne Rührung und ohne innige Freude leſen? Wodurch nebenbei bezeugt wird, daß es ein allgemein Menſchliches giebt und daß der Dichter dieſes Gedichtes, der vor beinahe dreitauſend Jahren

lebte, dieses allgemein Menschliche in seinem Innern gehegt und in seinen Versen ausgedrückt hat. Und wie mächtig muß dieses allgemein Menschliche sein, daß es gleichmäßig Menschen bewegt und verbindet, die äußerlich durch eine so ungeheure Kluft geschieden sind, wie die ist, die zwischen den modernen Deutschen und den Griechen des heroischen Zeitalters liegt! Es giebt einen Punkt, an dem dieses wahrhaft Menschliche ganz deutlich erkannt wird und sich scharf vom Barbarischen scheidet, Das ist die Behandlung des Menschenleibes im Kriege und im Strafprozeß. Bei allen alten Kulturvölkern, mit alleiniger Ausnahme der Griechen und Römer — vielleicht darf man von den Nichtariern noch die Egypter beifügen, die ein sanftes und heiteres Volk gewesen sind —, war das Martern der Kriegsgefangenen und der hinzurichtenden Verbrecher, politischen Gegner und Aufrührer üblich: Blenden, Pfählen, Lebendigbegraben, Schinden, Zermalmen der Kinnladen, Nasen- und Ohrenabschneiden, Abschneiden der Geschlechtstheile, Arme- und Beineabhacken, Bauchaufschlitzen, Lebendigverbrennen, das Alles war an der Tagesordnung. Diesen Prozeduren wird in den „Eumeniden" des Aeschylus abgesagt. Fort, ruft Apoll den Ausgeburten der Urnacht zu:

Fort! Meiner Wohnung dürfet ihr nicht nah sein!
Nein, da wo mörderköpfendes, augauswühlendes
Gericht, wo Mordgemetzel, frevle Fehlgeburt,
Entmannung, Schändung, alles Jammers Uebermaß,
Wo Aufgespießte jammerlaut, Gesteinigte
Verröchelnd wimmern.

Also: wo barbarische Unthaten von barbarischen Richtern barbarisch gestraft werden, da gehören die Furien hin, nicht in das dem freundlichen Sonnengott geweihte Nationalheiligthum der Hellenen. In der Heroenzeit mögen die Griechen hie und da das schlechte Beispiel der Barbaren, unter denen sie lebten, nachgeahmt haben, wie man aus einzelnen Stellen der homerischen Gedichte, zum Beispiel aus dem achtzehnten Gesang der Odyssee, Vers 86 und 87, schließen kann. Aber in ihrer freundlichen Heimath befestigte sich ihr menschlich milder Sinn in dem Grade, daß die feierliche Absage des Aeschylus nicht Theorie geblieben ist. Obgleich sie unaufhörlich Krieg gegen Barbaren und unter einander führten und manches Blutgericht über eroberte Städte abhielten, haben sie sich doch stets mit einfacher Tötung begnügt, niemals die Kriegsgefangenen gemartert, wie es noch die Karthager in ihren Kriegen gegen die sizilischen Griechen thaten, niemals Kinder geschlachtet. Daß mordlustige Thraker in der eroberten Stadt Mykalessus die in der Schule versammelten Kinder abgeschlachtet hatten, meldet Thucydides im neunundzwanzigsten Kapitel des siebenten Buches als das größte Unglück, das die Bewohner getroffen habe, mit Schaudern. Und auch die bloße Tötung der Bewaffneten und die Zerstörung von Städten vollzogen sie, wenn es sich

um Griechen handelte, nicht leichten Herzens; man sieht zum Beispiel aus dem Bericht des Thukydides über den Untergang von Platää, wie die Thebaner, die Todfeinde der Platäer, ihre harte Forderung vor dem Gewissen zu rechtfertigen suchten und wie sich die Spartaner bemühten, Gerechtigkeit zu üben. Bei welchem anderen Volk würden wohl vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo die moderne Humanitätbewegung angefangen hat, Erwägungen angestellt worden sein, wie sie Thukydides im zweiundachtzigsten Kapitel des dritten Buches und Polybius im einundachtzigsten Kapitel des ersten Buches anstellen? Jener fragt, wie es denn zu solchen Gemetzeln habe kommen können, wie sie im Peleponnesischen Kriege vorgefallen seien, und findet: im Frieden und so lange es Allen wohlergehe, seien die Staaten und die Bürger wohlgesinnt gegen einander; der gewaltthätige Krieg aber, der Vieles zu thun zwingt, wozu von Natur eigentlich Niemand Lust habe, erwecke alle böse Leidenschaften, mache roh und grausam. Das werde wohl auch, so lange sich die Menschennatur nicht ändere, so bleiben. Wie wahr! Polybius aber meint bei der Betrachtung der Grausamkeiten, die im Kriege der Karthager gegen ihre Söldner von beiden Seiten verübt wurden: wie der Leib zuweilen von bösen Geschwüren befallen werde, die jeder Heilversuch nur verschlimmere, so ergehe es manchen Seelen. In diesem Zustand innerer Verderbniß verübe der Mensch Gräuelthaten, deren Bestrafung oder Rächung steigere nur die Bosheit, beide Theile suchten sich dann in Unthaten zu überbieten, zögen zuletzt gänzlich die Menschennatur aus und würden schlimmer als die wilden Thiere; den Keim zu solcher Seelenkrankheit pflanze eine schlechte Erziehung ein, entwickelt aber werde der Keim hauptsächlich aber durch den Uebermuth und die Habsucht der Regirenden. An den Rassenunterschied zu denken, hätte ihm, sollte man meinen, um so näher gelegen, da er, gleich den großen Geographen seines Zeitalters, den Einfluß der geographischen Verhältnisse auf Temperament und Charakter sehr genau kannte. Im zwanzigsten Kapitel des vierten Buches untersucht er, was wohl schuld sein möge am schlechten Charakter der Bewohner der arkadischen Stadt Kynaitha, von denen er Schlimmes berichtet hat, da sich doch die übrigen Arkadier durch edle Gesinnung, Gastfreundschaft und Menschenfreundlichkeit auszeichneten. Arkadien, führt er aus, sei ein rauhes Land und ein rauhes Klima erzeuge rohe Sitten. Das hätten die Arkadier schon vor Alters erkannt und der Verwilderung dadurch entgegengewirkt, daß sie Musik, Gesang und Tanz als wesentliche Bestandtheile der Jugenderziehung eingeführt hätten. Musikalische und orchestrische Unterhaltungen machten denn auch bis auf den heutigen Tag einen Hauptbestandtheil der Geselligkeit der Erwachsenen aus. Die Lage von Kynaitha sei nun die allerungünstigste, die Kynätheer würden also dieser musischen Erziehung am Meisten bedürfen, gerade sie aber hätten die weisen Anordnungen der Väter vernachlässigt und so seien sie denn wild und roh geworden.

Diese Humanität im engeren Sinne, die Menschenfreundlichkeit, ist das Gebiet, auf dem das Aesthetische am Innigsten mit dem Ethischen zusammenhängt. In dem Augenblick, wo dem ersten Hellenen der Sinn für die Schönheit des Menschenleibes aufging, war nicht allein die Möglichkeit gegeben, diese Schönheit abzubilden, also das Gebiet der schönen Künste erschlossen, für das die Barbaren nur technische Vorübungen geliefert hatten, sondern es war der ganze Mensch und damit auch die Norm des Verhaltens gegen den Menschen entdeckt. Dieses schöne Gebilde zu hegen und zu pflegen und gesund zu erhalten, erschien als höchste Pflicht; es zu verletzen, zu verstümmeln, zu zerstören als Frevel. Und hinter der Leibesschönheit entdeckte Sokrates die Schönheit der Seele und damit die Pflichten gegen die Seele und begründete so jenen Spiritualismus, der heutzutage für christlich und für das Wesen des Christenthumes gehalten wird.

Nehmen wir hinzu, daß sich die Hellenen, vor Allem die Athener, eines reinen Familienlebens erfreuten, daß ihre Staatsverfassung, wenn sie auch zuletzt den Untergang des Griechenthumes herbeiführte, die höchste Kraftentfaltung des Individuums und dadurch Leistungen ermöglichte, die in Anbetracht der Kleinheit des Volkes und des Ländchens wunderbar erscheinen, daß ihre Gesetzgebung alle Feinheiten moderner Gesetzestechnik aufweist, daß nichts unbestraft blieb, was bei uns ein zartes Gewissen für strafwürdig erachtet, und daß sie auch den Civilprozeß auf das Vollkommenste ausgebildet haben; daß sie Lebenskraft genug besaßen, ihre eigenthümlichen politischen und Kulturschöpfungen in unzähligen Kolonien an allen Küsten des Mittelmeeres nnd des Schwarzen Meeres zu wiederholen und selbst noch im Zustande tiefsten Verfalles mit ihrer Kultur den Sieger zu besiegen und das römische Weltreich zu einem griechisch-römischen zu machen, so werden wir nicht allein die griechische Humanität an sich, sondern auch ihre gewaltige Kraft anerkennen müssen. Gewiß, im strengsten Sinne des Wortes sind vielleicht nur die Athener, eine Bürgerschaft von zwanzigtausend Männern, human gewesen und auch unter dieser nur Wenige, die im vollen Sinne des Wortes als Idealgestalten gepriesen werden dürfen. Aber, daß mitten in einer Welt, wo Kriegsgefangene gemartert und dem Moloch Kinder geschlachtet wurden, daß mitten in einer solchen Welt das echt Menschliche dennoch durchbrechen konnte, Das erscheint als ein Wunder der Vorsehung und je kleiner das Volk war, das diese Leistung vollbrachte, um so größer ist sein Ruhm. Und wie intensiv, wie leidenschaftlich hat es die neugeborene Humanität gehegt! Man nenne uns doch eine heutige Stadt, wo die ganze Bürgerschaft, einschließlich des „Pöbels" den Dramen eines Aeschylus, Sophokles und Euripides mit Entzücken lauschen würde!

Dreierlei hauptsächlich wird gegen die Humanität der Griechen eingewendet: ihre Selbstzerfleischung in unaufhörlichen Kriegen, die Stellung ihrer

Frauen und die Sklaverei. Die Kriege der griechischen Politien gegen einander waren unvermeidlich; ganz das selbe Schauspiel ewiger Fehden bietet das mittelalterliche Italien und überhaupt das Mittelalter dar. Nicht, weil wir humaner wären als die Griechen, sind heute die Kriege seltener, sondern unter Anderem, weil die Staaten groß, die Zerstörungwerkzeuge furchtbar, die Heere millionenstark sind, ein Krieg daher nicht allein ein äußerst schwieriges, sondern auch ein höchst gefährliches Unternehmen ist. Uebrigens war eine Schlacht im Alterthum weit weniger grausam und unmenschlich als heute, wo Arme und Beine abgerissen, Augen ausgeschossen, ganze Leiber zerrissen oder zermalmt werden. Es gab nur Fleischwunden, keine Knochenzertrümmerung und sehr selten Verstümmelungen. Als Philipp im zweiten mazedonischen Kriege mit den Römern nach einem Gefecht die Gefallenen bestatten ließ, erregte die Schrecklichkeit der Verletzungen: abgehauene Arme und Köpfe und bloß gelegte Eingeweide, die das spanische Schwert der Römer hervorgebracht hatte, solches Entsetzen, daß dem König und seinem Heer der Muth entfiel. Dergleichen hatten also die Griechen in ihrer Blüthezeit überhaupt nicht gekannt.

Daß unsere Frauenrechtlerinnen in dem häuslichen Leben der atheniſchen Matronen eine abscheuliche Sklaverei sehen, ist selbstverständlich; die emanzipationsüchtigen Athenerinnen waren der selben Ansicht, wie man aus den „Ekklesiazusen" des Aristophanes weiß. Wie aber angesichts der langen Reihe hehrer und lieblicher Frauengestalten, die uns die Tragiker vorführen, und der aus dem Leben gegriffenen Gestalten des Aristophanes auch Historiker von Ruf diese Ansicht theilen können, verstehe ich nicht. Die Sklaverei sodann ist eine im Laufe der geschichtlichen Entwickelung zu Stande gekommene Arbeitverfassung und gleich allen anderen Arbeitverfassungen an sich weder moralisch noch unmoralisch, weder human noch inhuman. Moralisch oder unmoralisch, human oder inhuman ist das persönliche Verhalten des Herrn zu seinem Knecht, des Unternehmers zu seinem Lohnarbeiter, des Stärkeren der beiden Kontrahenten eines Arbeitvertrages zum Schwächeren. Thatsächlich haben die griechischen Sklaven es im Allgemeinen nicht schlecht und die atheniſchen, mit Ausnahme der Bergwerkssklaven, sehr gut gehabt. Uebrigens kann Diodor z. B. die Arbeit der Bergwerkssklaven in den äthiopischen Goldgruben und den spanischen Silberbergwerken — die attischen Minen waren zu seiner Zeit erschöpft — nicht beschreiben, ohne sein Mitleid mit den Bejammernswerthen auszudrücken. (In Aethiopien oder Oberegypten wurden auch Knaben zum Herausholen der kleineren Gesteinstücke verwendet; es ist Das das einzige mir bekannte Beispiel aus dem Alterthum, wo die Verwendung von Knaben zu schwerer Arbeit erwähnt wird, und Egypten ist nicht Griechenland. Uebrigens waren in Egypten, wie auch meistens in Griechenland und Rom, die Bergwerkssklaven Kriegsgefangene und verurtheilte Verbrecher.

Allerdings schickte der Egypterkönig mit dem eigentlich Schuldigen oder für schuldig Erklärten manchmal auch dessen Verwandte in die Bergwerke, um für deren Ausbeutung die nöthige Anzahl von Arbeitern zusammenzubringen, wenigstens die männlichen Verwandten. Daß Frauen zu dergleichen Arbeiten verwendet worden wären, scheint im Alterthum nicht einmal bei den Barbaren vorgekommen zu sein. Ich habe dieserhalb schon wiederholt öffentliche Fragen an die Gelehrten gerichtet, bis heute aber keine Antwort bekommen; da denke ich denn: qui tacet, consentire videtur. Dagegen sah man in meiner Jugendzeit in den Pfennigmagazinen Szenen aus dem englischen Grubenleben abgebildet; unter Anderem einen Knaben und ein Mädchen, die nackt in einem Förderkorbe hinuntergelassen wurden.)

Kann die Sklaverei an sich schon als eine für gewisse Gegenden und Zeiten unvermeidliche Einrichtung weder unmoralisch noch inhuman und darum auch nicht verwerflich sein, so trägt sie doch, gleich jeder anderen Arbeitordnung, eigenthümliche Gefahren für Moral und Humanität in ihrem Schoß: die unumschränkte Gewalt eines Menschen über den anderen legt den Mißbrauch der Gewalt nah. Und diese Unumschränktheit der Gewalt hat selbstverständlich nicht blos viele private Mißhandlungen von Sklaven zur Folge gehabt, sondern auch zwei öffentliche Mißbräuche erzeugt, die, damit es nichts Vollkommenes auf Erden gebe, an der antiken Kultur und Humanität als unauslöschliche Schandflecke haften bleiben: die philosophische Definition des Sklaven als eines beseelten Werkzeuges und seine juristische Behandlung als einer Sache*) und die Sklavenfolter: es war — leider auch in Athen — durch die Prozeßordnung vorgeschrieben, daß das Zeugniß des Sklaven nur Giltigkeit haben sollte, wenn es auf dem Folterrad erpreßt war, und die peinliche Befragung von Sklaven wurde nicht etwa blos im Kriminalprozeß, sondern auch im Civilprozeß angewandt, nicht allzu häufig freilich und nicht mit jener teuflischen Grausamkeit, die wir aus der Geschichte der Tortur in christlichen Zeiten kennen. In diesem Punkt hat Israel über Hellas den Sieg davongetragen; die mosaische Gesetzgebung kennt die Folter nicht, behandelt den Knecht als Menschen, schützt ihn vor Mißhandlung und sichert auch dem im Ausland gekauften Sklaven die Sabbatruhe in der Erinnerung daran, daß auch der Israelit das Joch der Knechtschaft in Egypten empfunden hatte.

Das ist der dunkle Fleck auf dem übrigens hellen Bild von Althellas. In meinen „Geschichtphilosophischen Gedanken" habe ich hervorgehoben, daß

*) Die jedoch nicht konsequent durchgeführt ist, denn die Digesten handeln den Sklaven nicht unter den Sachen, sondern in dem Titel de statu hominum ab.

sich die Hellenen auch noch in ihren Verirrungen menschlicher und liebenswürdiger erwiesen haben als die weltverdammenden und nach dem Himmel trachtenden Christen, die gar oft Teufel geworden sind statt Engel. Ich will Das hier zum Schluß noch mit einigen Beispielen beleuchten. Zuerst eins von den glaubenseifrigsten aller Christen! In der Zeit der Hexenprozesse kam es vor, daß der Henker, nachdem er die ausgerenkten Glieder der Jungfrau wieder eingerenkt und ihren zerrissenen, zerfleischten, verbrannten und von den Augen geiler Richter in der Pein tausendfach geschändeten Leib auf das mit Blut, Eiter und Ungeziefer besudelte Pflaster des Kerkers geworfen hatte, über das arme Kind herfiel und es stuprirte. Die Allongenperücken trugen dann mit satanischem Grinsen ins Protokoll ein, der Teufel sei in Gestalt des Henkers in den Kerker gekommen und habe die Hexe dermaßen geschändet, daß sie beinahe daran gestorben sei. Die alten Griechen waren nicht nervenschwach und das Ohnmächtigwerden war bei ihnen nicht Mode, aber ich glaube, einen Athener der sophokleischen Zeit würde, wenn er so Grauenhaftes vernommen hätte, eine Ohnmacht angewandelt haben; verurtheilten doch die Athener einen Mann, der einen Widder lebendig geschunden hatte, zum Tode, weil sie einen so grausamen Menschen nicht unter sich dulden wollten. Und nun sehe man sich einen ihrer „Lasterhaften" an! Xenophon sah sich nach seinem glorreichen Rückzug veranlaßt — es ist Das einer der Züge der griechischen Geschichte, die traurig stimmen —, mit dem Rest seiner Schaar einem thrazischen Barbarenfürsten, dem Seuthes, Söldnerdienste zu leisten. Einer dieser Griechen, Episthenes, „sonst ein guter Mann", war ein großer Knabenliebhaber. Als nun einmal Seuthes die Bewohner einer okkupirten Ortschaft nach Barbarenart sämmtlich niedermetzelte, bat Episthenes den König, einen schönen Knaben, den er erblickt hatte, zu verschonen. Seuthes sprach: „Willst Du vielleicht statt seiner sterben?" Episthenes bot seinen Nacken dar und sprach: „Wenn es der Knabe Dich heißt, so schlag' zu!" Der Knabe bat, ihn nicht zu töten, und Seuthes schenkte Beiden lachend das Leben.

Es wäre nun noch von den Römern zu handeln, ich muß mich aber auf die Bemerkung beschränken, daß, wer in Ciceros Briefen keine Humanität findet, ja, wer nicht aus diesen Briefen Humanität gelernt zu haben bekennt, daß ein Solcher gar nicht weiß, was Humanität ist.

Neisse. Karl Jentsch.

Der Lyriker unserer Tage.*)

Das Schicksal legt den einzelnen Dichtergenerationen unendlich verschiedene Aufgaben auf die Schultern. Als die „Blätter für die Kunst“ im Herbst 1892 zu erscheinen begannen, mußten ihre Leser, gleichviel ob ihnen freundlich oder feindlich gesinnt, den einen Eindruck sicherlich davontragen, daß hier versucht werde, der Lyrik wieder Stil zu geben. Vier Menschenalter zuvor aber war der deutschen Poesie Noth gewesen, sich von den Ketten eines fremden, längst erfrorenen und erstarrten Klassizismus zu lösen und endlich einer Formenkunst abzusagen, deren verschnörkelte Arabesken und Ornamente man noch dazu diesseits des Rheines nie ganz korrekt, geschweige denn anmuthig, nachzuahmen verstanden hatte. Der Goethe von 1770, der Goethe von Straßburg, Das heißt, der schöpferischste von Allen, die dem Zwanziger in den sich an einander reihenden Jahrzehnten dieses überreichen Lebens gefolgt sind, hat mit den ersten Zeilen schon, die er für das beneidenswertheste aller deutschen Mädchen aufschrieb, diesen Bann gelöst. Denn er hat mit Münzen aus reinerem Gold gezahlt als alle seine „Vorgänger“. Dann sind mehrere Geschlechter deutscher Lyriker am Werk gewesen, dieses edle Metall immer von Neuem umzuschmelzen und mit ihrem Gepräge auszugeben. Im Anfang, als die Schrift noch Uhland oder Mörike hieß, war sie scharf und auch noch eigen, zuletzt aber, da die Reversseite den Kopf Geibels trug, waren die Umrisse süßlich, glatt und doch verschwommen und das Relief flach geworden: selbst wenn die Münzen noch klar vom Prägestock kamen, schienen sie abgegriffen zu sein. Der Realismus der sechziger und siebenziger so wenig wie der Naturalismus der achtziger Jahre vermochten aus dem eigenen Beutel zu zahlen. Wer den Trompetenton des Patriotismus der Gasse oder, noch schlimmer, das Pfeifen der Straßenjugend nachzuahmen sucht, mag in dem einen Fall ein Mann der löblichsten vaterländischen Gesinnung und im anderen ein vortrefflicher Beobachter des niederen Lebens sein, aber ihm vergeht die Kunst und selbst die Lust am Flötenblasen.

Ob der Goethe von Straßburg und Frankfurt wirklich nur als Befreier von stilistischen Banden aufgefaßt werden darf, mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß sich aus der Goethe-Nachahmung eine neue Konvention, ein neuer Zwang gebildet hat. Die jungen Dichter nun, die sich 1892 zur Herausgabe der zwanglosen Hefte vereinigt hatten, besonders ihr Führer Stefan George, haben von Anbeginn durchblicken lassen, daß sie sich von diesen Banden, die freilich allgemach unendlich locker und bequem geworden waren, gänzlich frei zu machen gedächten. Der zuletzt nur ganz gering ge-

*) S. „Zukunft“ vom zwanzigsten Januar 1900.

wordene Rest von Originalität, der hinter diesen erborgten Formen sich versteckte, konnte Ehrgeizige allerdings nicht mehr zur Nachfolge verlocken: immer dieselben Rhythmen, immer dieselbe Ausdrucksform und zuletzt auch fast immer dieselben Vorstellungen: wahrlich wie diese Lyrik uns auf das Genießen Angewiesene entschuldigt, daß wir — im Zeitalter eines Gewaltigen der That und eines vom Ruhm umstrahlten alten Herrschers — uns von ihr sehr einseitig abwandten, so war ihre Süßlichkeit und inhaltleere Glätte unzweifelhaft für die Schaffenden, die da vorwärts strebten, eine Rechtfertigung nicht nur, sondern auch ein Ansporn, nach Neuem zu suchen. Freilich nur für Starke; denn die Schwachen und die Halbkönner lullt diese alte Melodie noch heute zu Dutzenden in Schlaf.

Dem ersten Heft seiner Blätter hat Stefan George Theile einer Gedichtereihe einverleibt, die seit einem Jahre zusammengefaßt herausgegeben worden sind: Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal. Sie weisen schon fast alle charakteristische Merkmale seiner Kunst auf. Sie wirken auf Jeden, der sich ihnen nähert, befremdend, ja abstoßend. Man muß diesen Versen schon lange vertraut und viel innigen Verkehr mit ihnen gepflogen haben, will man sie lieben, ja auch nur nach Gebühr schätzen. Hinreichend zu erklären, warum Das so ist, würde eine bis zu den Elementen ästhetischer Ueberlegung vordringende Untersuchung erfordern; doch wer die Gründe dieser Geschmacksdivergenz des beginnenden — Das heißt: unwillkürlich noch geibelisch empfindenden — und des endenden George-Lesers auch nur leise streifen will, muß für seine Interpretation ein Wenig Geduld erbitten.

Was an diesen Strophen zuerst auffällt, ist der scheinbar ganz gedämpfte Ton oder — um es richtiger auszudrücken — die lang ausgehaltene Melodie ihrer Grundnoten. Sie haben, um vom Technischen auszugehen, keinen Auftakt und, was viel schneller bemerkbar wird, keine Coda. Sie hinterlassen ein Wenig den Eindruck, als träte man etwa im freien, schattigen Walde unter eine Gruppe Redender, die wechselnd mit zwar leidenschaftlicher, aber verhaltener Gewalt weihevolle Worte sprächen, ohne daß indessen eigentlich der Inhalt ihres Gespräches ihnen selbst am Meisten am Herzen läge. Es ist, als fehle diesem Tausch der Reden der dramatische Accent, es ist, als sei er weit eher ein verabredetes kultähnliches Responsorium als eine Aufeinanderfolge von einzelnen, für sich gedachten Aussprachen, die, jede für sich, etwas Besonderes mittheilen oder gar vom Hörer eine bestimmte Antwort fordern. Es ist in diesen Gedichten Etwas von der ewigen Melodie Wagners, wie es darum auch in den meisten Fällen Liederketten, nicht Sammlungen von selbständigen Gedichten sind.

Diese Verkettung aber, die zuweilen, auf allen Höhepunkten von Georges Lyrik, auch eine innere, inhaltliche ist, bringt auf den Leser und

mehr noch den Hörer zunächst die Wirkung eines zwar feierlichen, aber ganz unbestimmten Gesanges hervor, der wohl das Herz erheben, die Empfindung erhöhen kann, aber nicht eigentlich an den aufmerkenden Verstand appellirt. Und kein Zweifel: ein Theil dieser Wirkung ist beabsichtigt. In diesem Dichter ist der alte ursprüngliche Zusammenhang aller Poesie mit ihrer Mutterkunst, der Musik, so mächtig wieder aufgelebt, daß er, wie der Sänger, zum Herzen des Zuhörers am Liebsten ohne alle Umwege dringen, daß er am Oefte sten unmittelbar zur Empfindung sprechen will. Und da all sein Trachten darauf ausgeht, Weihe und Erhebung um sich zu breiten, so schlägt er immer, wie einst Palestrina, volle, tiefe Akkorde an; die schönen Reden werden unseren Ohren zu Chorälen oder dionysischen Sängen, wir hören nur noch einzelne hohe und große Worte, aber wir sind geneigt, uns nur von den Wogen dieser rauschenden Musik tragen zu lassen und nicht mehr nachzusinnen, was eigentlich die Forderung und was der Inhalt ihrer zauberischen Klänge sei. Aber wie jeder Reichthum Gefahren mit sich bringt, so ist die nächste Folge, daß sich Alle, denen an solcher musikalisch unbestimmten Aufhöhung des Gefühles nichts gelegen ist, die vielmehr dem Dichter jedes Wort von den Lippen ablesen wollen, zurückgestoßen fühlen. Sie sind an die runden, netten, kleinen Nichtigkeiten gewöhnt, die alle Baumbach-Lyrik wie den süßen Kern des Knallbonbons in ihre glatten Verse wickelt, und sie wünschen zwar, allerlei Gefühle und Gefühlchen erweckt und vermittelt zu erhalten, aber Alles soll sich klar und eben vollziehen, man soll wissen, welchem tausendmal gebrauchten Gleichniß, welchem alt bekannten Lob auf Frühling, Liebe, Mond und Tugend sie diese zwar kleine, aber wohl abgezirkelte und deshalb auch leicht kontrolirbare Erregung verdanken. Alle diese Liebhaber lyrischer Poesie werden nie mehr als eine Seite in den Büchern Stefans George aufschlagen. Doch eben so gewiß ist, daß auch jeder ernstere oder duldsamere Leser zuerst den weiten Abstand dieser Kunst von aller anderen unserer Zeit als ungewohnt, als befremdend empfindet. Nur wird er, wenn er weiter eindringt in die nicht eben leicht sich öffnenden Höfe dieser Poesie, bald anderen Sinnes werden.

Zwar ergeben sich Dem, der diese Gedichte beim Wort zu nehmen sucht, gleich neue Schwierigkeiten. Denn sie entfliehen in jedem Sinne der groben Wirklichkeit; sie reden selten von einem bestimmten Vorgang; sie lassen selbst die einzelnen Bilder, die sie in der Phantasie des Hörers wachrufen, schnell wieder verschwinden. Oft sind sie mit aller Absicht räthselhaft und man wird bei jedem Versuch der Deutung inne, daß es zartes Geschmeide mit plumpen Fingern zerdrücken hieße, wollte man ihren Sinn in allzu greifbare Vorstellungen umsetzen. Ueberall wollen sie von den Dingen, die sie schildern, aber nur andeuten, alle Härten grober Realität abstreifen.

Schon scheinen durch der Zweige Zackenrahmen
Mit Sternenstädten selige Gefilde,
Der Zeiten Flug verliert die alten Namen
Und Raum und Dasein bleiben nur im Bilde.

Das ist an programmatischer Stelle eben so programmatisch gesprochen wie in den späteren Zeilen:

Ich forschte bleichen Eifers nach dem Horte,
Nach Strophen, drinnen tiefste Kümmerniß
Und Dinge rollten dumpf und ungewiß.

Es ist im Grunde das Glaubensbekenntniß aller Ideal-, aller Phantasiekunst, nur in ganz persönliches Gewand gehüllt. Ihr tiefster Charakterzug, die Neigung, zu wählen unter den Wirklichkeiten, von ihnen die nächsten, die häufigsten, die alltäglichsten am Wenigsten, die fernsten, die fremdesten, die seltensten aber am Sehnsüchtigsten zu suchen: er ist hier klar und folgerichtig ausgesprochen. Solche Kunst sucht allen Erdgeruch der Realität von sich fernzuhalten, sie giebt wohl noch Bilder des Seins, aber wie aus weiter Perspektive; sie ist dem Milieu und allen seinen Einzelheiten und Zufälligkeiten gänzlich abhold; sie wünscht weit mehr, Gleichnisse des Vergänglichen darzubieten als es selbst zu beschreiben. Sie behält sich — selbst da, wo sie von greifbaren Vorgängen und bestimmten Gestalten redet — jede Willkür in der Schilderung vor; sie will nur Das herausheben, was ihrem höheren, ihrem ganz ästhetischen Zweck dient.

Daß dies Alles nicht Poeteneigenschaften sind, die Leser werben, ist offenbar. Ein Gedicht zwei-, dreimal mit voller Sammlung zu lesen, dünkt die Vielen, von denen der Dichter sich mit so schroffem Stolz abwendet, in der That allzu große Mühe. Um so reicheren Lohn weiß er Denen zu bieten, die ihm auf seinem Pfade folgen mögen. Denn allerdings: er läßt oft alle Lokalfarbe der Dinge vergessen, die er mit seinem leisen und zwar überall das Kolorit aufsuchenden, aber umgestaltenden Pinselstrich zu malen unternimmt. Für dieses Verhalten zur Wirklichkeit ist zunächst charakteristisch, wie Stefan George alte Zeiten wiedergiebt. In dem Buche „Sagen und Gesänge", das dem zweiten, etwas später entstandenen Bande seiner Sammlungen angehört, steht ein Gedicht, das unzweifelhaft frühmittelalterliche Thatenkraft zu preisen bestimmt ist. Ein liebeskranker Knappe ist, nach Tod und Wunden gierig, aufgebrochen und ihm gelingt, das Ungethüm des nächsten Waldes zu erlegen. Dieses Lied aber schließt mit den Zeilen: nach vollbrachtem Abenteuer

Verfolgt er seine Bahn, erhellt vom Fackelbrand,
Die schönen Blicke still und grad zum Himmelsrand.

Von Burgen und Rittern ist in diesen Strophen wenig die Rede, nichts ist zur äußeren Skizzirung dieser Epoche beigetragen; der Dichter hat

sich auf die zwei, drei Striche beschränkt, die unumgänglich nothwendig waren zur Andeutung der Zeit, in die er die Handlung verlegt; er hat sich nicht zu der mindesten Milieuschilderung herabgelassen. Und doch, finde ich, ist Sinn und Charakter einer Periode selbstvergessener Thatenlust in den beiden Schlußzeilen so eindringlich dargestellt, wie es der Kunst nur möglich ist. Wir scheiden mit dem Bild eines gläubig fest ins Weite blickenden Jünglings; und alle schöne Steilheit und Starrheit gothischer Dome und hoher Burgfelsen ist uns besser, wirksamer vor Augen gestellt, als es den Talmi-Schilderungen mittelalterlicher Dinge je gelungen ist, mit denen wir vor zwanzig Jahren von der Afterkunst überschüttet wurden. Selbst Thoma ist hier übertroffen. Und wie merkwürdig: auch alle diese Kargheit mit der historischen Färbung ist dem Dichter noch nicht genug: er hat über dieses Gedicht die noch allgemeinere Ueberschrift „Die That" gesetzt. Und er hat verschmäht, was er noch von dem Helden seines Liedes dachte, hinzuzusetzen: daß er nun Richtung und Inhalt seines Lebens gefunden hat und daß all sein jugendlicher Liebeskummer wesenlos dahinten liegt.

Es giebt heute eine gute Epigonenbaukunst, die zwar den Stil irgend einer Zeit nachahmt, wie jede Architektur heute nachahmt; aber sie versteht, von den Dingen eben nur den feinsten Hauch, den Schaum des Sektkelches abzunehmen und ihn allein zu reproduziren. So verfährt hier George: von den Vergangenheiten, in die es ihm zuweilen den Blick zu senden beliebt, läßt er alle robusten Realitäten dahinten, aber das Bild, das er von ihnen heimbringt, ist trotz seiner Skizzenhaftigkeit treu: denn es hebt wenige, aber die bedeutendsten Züge aus ihnen heraus. Ganz ähnlich aber verfährt der Dichter allen übrigen Stoffen gegenüber, die ihm die Wirklichkeit darbietet. Zuweilen nähert er sich den Gegenständen, von deren alleiniger, nur allzu formloser Betrachtung die meist zu völliger Unkunst herabgesunkene Modegattung der Poesie, der Roman, sich heute nährt. Stefan George hat in dem Vorwort zu den „Sagen und Sängen" davon gesprochen, daß seine Gedichte nicht immer den Hauch der unentweihten Thäler und Wälder, sondern zuweilen auch wohl die sinnliche Luft unserer angebeteten Städte athmeten. Aber es heißt, ihn allzu sehr beim Worte nehmen, wenn man die Meinung erweckt, hier sei eine Art von quinta essentia des Großstadtlebens gegeben worden, wenn man Stefan George deshalb mit irgend einem der modernen Realisten vergleicht, — und sei es dem besten. Davon darf nicht im Mindesten die Rede sein: vielleicht zwei Zeilen nur in dem ganzen Bande reden in diesem Punkte deutlich; und sie erzählen nur von sündiger Schuld und drohender Rache, nichts von Großstadtgeräuschen, wie man gemeint hat. Oder ein Thema wird angeschlagen, das, nicht so stark und gedrängt in der Form, doch auch etwa ein Balladendichter alten Stiles hätte variiren können, wie in dem Liede von den drei Weisen, die

dem blöden Dorfknaben im Ohre tönen, die eine von der Frömmigkeit der Väter, die andere von tugendhaftem Frauenleben, die dritte von jähem Zorn und schlimmer That. Aber wie ganz ist auch hier alles für den letzten Zweck unnütze Beiwerk abgestreift, wie kunstvoll ist hier der innerste Kern einfachen Lebens von jeder bergenden Hülle befreit:

Die dritte droht — Versündigung und Rache
Mit altem Dolch aus himmelblauer Scheide,
Mit mancher Sippe angestammtem Leide,
Mit bösen Sternen über manchem Dache.

Und selbst ein allgemeinstes von den Gütern des irdischen Lebens ist hier nur wie von fern winkend, nie ganz greifbar nah gezeigt: die Persönlichkeit. Der Sangesreigen Algabal läßt wohl ein Menschenbild erschauen, aber nur wie durch einen dichten Schleier. Eine monumentale Inschrift erinnert an Ludwig den Zweiten, den König der Einsamkeit und der Pöbelscheu, der Name wie manches Zeugniß exzessiven Sinnendurstes an die kolossalische Ichsucht römischer Imperatoren; und die Dichtung selbst läßt eine Anzahl von Visionen vor uns aufsteigen, die Kampf und Sieg einer Herrscherbahn, Lust und Fluch des höchsten Ueberflusses, Pracht und Märchenprunk einer mehr als orientalischen Despotenmacht abschildern. Aber auch hier sind nicht allein die Farben des Beiwerks oft ganz unirdisch gesteigert, sondern auch die Gestalt des Herren selbst ist nur in einigen großzügigen Strichen gezeichnet; alle beherrschenden Linien des Bildes sind vorhanden, alles Uebrige ist verschleiert, ist verhüllt. Ich habe wohl — in bester Absicht — die Meinung aussprechen hören, Stefan Georges Poesie habe den Charakter der Plastik; ich kenne keine schiefere Auffassung, die man über den Gegenstand haben könnte. Plastik will eben die Klarheit der Konturen und zwar aller Konturen, die dieser Dichter meidet. Auch die stilisirteste, typischste Bildhauerei, die man ersinnen könnte, darf zwar Flächen und Linien auf das Stärkste zusammenfassen und vereinfachen, aber niemals ganze Theile eines Bildwerkes unausgeführt lassen, was nur dem Maler und mehr noch dem Dichter verstattet ist.

Die zarten Reize dieser leisen Umrisse, die viel öfter noch mit bedeutendem Schweigen als mit Reden schildern, wirken aber da um so wunderbarer, wo sie noch unmerklicher fast als im Algabal Persönliches schildern. So im „Jahr der Seele", der letzten, reichsten und einheitlichsten der bisherigen Sammlungen. Hier ist viel Schmerz und wehes Leid, viel Sehnsucht und die Tragik aller Liebestrennung ausgeströmt, aber nur so weich und verhalten wie in Harfenklängen. Und doch ist dann auf und zwischen den Zeilen viel von der seelenkündenden Psychologie eines scharfen Selbstbeobachters zu lesen. So wenn es von dem Sterben einer Liebe heißt:

Was ich nicht sage, Du nicht fühlst: uns fehlt
Bis an das Glück noch eine weite Spanne.

Ist aber Stefan George kein Plastiker, will er es nicht sein, so ist er in um so höheren Sinne Maler. Wie viel von seiner Kunst der Landschaft und allem farbigen Bild der Umwelt überhaupt gilt, ist nicht zu sagen. Wald und See, Feld und Berg, alle Farbentrunkenheit tropischer Gewächse oder das Ornamentengewirr eines Teppichs, die Herrlichkeit eines Märchenparkes und seiner Marmorwerke oder die strenge Schönheit eines entlegenen Waldsees, Alles umspannt der Dichter mit gleicher Neigung und gleicher koloristischer Kraft. Freilich verfährt er auch hier immer wählend, immer andeutend. Wohl beschreibt er auch den kleinsten Gegenstand, wie eine Spange; aber immer geschieht es mit farbenblinkender, glitzernder Koloristik:

Nun aber soll sie also sein
Wie eine große fremde Dolde
Geformt aus feuerrothem Golde
Und reichem blitzenden Gestein.

Oder er hebt irgend ein ganz nebensächliches Detail heraus, dann aber gewinnt es bei dieser Vereinzelung neuen Adel, wie die Stelle in jenem hübschen Gedicht schwermüthigen Liebeswerbens, das hier schon einmal berufen wurde:

Dein Auge hängt noch immer an der Leere,
Dein Schatten kreuzt des Teppichs selbe Ranken.

Wie distinguirt wirkt hier die eine kleine Sinneswahrnehmung des unverrückten Schattens. Und ganz ähnlich stilisirt ist auch die Landschaftschilderung:

Flammende Wälder am Bergesgrat,
Schleppende Ranken im gelbrothen Staat!

Und noch lieber wird sie ganz phantastisch, losgelöst von aller Wirklichkeit, wie in dem nun endlich bekannt gewordenen Lied von dem Garten der dunklen, großen, schwarzen Blume. Oder der starke Wille des Poeten malt den Palast des Despoten aus:

Daneben war der Raum der blassen Helle,
Der weißes Licht und weißen Glanz vereint.
Das Dach ist Glas, die Streu gebleichter Felle,
Am Boden Schnee und oben Wolke scheint.

Der Wände matte Täfelung aus Zedern,
Die dreißig Pfauen stehen dran im Kreis,
Sie tragen Daunen blank wie Schwanenfedern
Und ihre Schleppen schimmern wie das Eis.

Ja, sehr oft will diese Phantastik gar nicht nach dem Woher ihres Schauens gefragt sein. Die Dichtung, die mit der Zeile: Mein Garten bedarf nicht

Luft und nicht Wärme, anhebt, würde Der all ihres schönsten Reizes berauben, der nun sorglich sich erkundigte, ob denn nun hier auf ein Kohlenbergwerk angespielt sei. Auch nur das Fragen schon entblättert mit plumpen Fingern die zarten Blüthen dieser Poesie.

Am Herrlichsten aber wirkt diese Kunst andeutender Zeichnung da, wo der Dichter sie in den Dienst seiner psychologischen Zwecke stellt, wo er Seele und Landschaft zugleich malt. In dem Gedicht, das so wunderbar schildert, wie ein Bund von Liebenden in schriller Dissonanz endet, heißt es:

Es war das weiße Blatt, das Dir entfiel,
Die grellste Farbe auf dem fahlen Plane.

Folgt hier der Hörer dem gesprochenen Dichterwort mit gefügiger Phantasie, so thut sich vor ihm ein Feld voll Herbstes und gefallener Blätterleichen auf und die Natur wird ihm zum wirksamsten Hintergrund für das bleiche Liebesunglück, von dem ihm soeben der Dichter seine leisen Worte zugesungen hat.

Doch alle Kunst ist Form und nur durch die Form gewinnt der Dichter seine letzten, seine Ausschlag gebenden Siege. Von Stefan George aber ist in diesem Betracht auszusagen, daß er erstlich dem Rhythmus und dem Metrum jede nur denkbare Strenge zu verleihen gestrebt hat, nach aller Banalität des sterbenden Klassizismus, nach der Sorglosigkeit der soi-disant-realistischen Lyrik und der mehr bequemen als bizarren Saloppheit neuester naturalistischer Versuche. Zweitens aber hat er mit dieser Formenstrenge eine Gedrungenheit der Gedanken- und Vorstellungfolge verbunden, die erst jener anderen Errungenschaft ihr Schwergewicht verleiht. Denn wer irgend einmal über das Wesen des harten Zwanges nachgedacht hat, den sich alle gebundene Rede anthut, um schön, Das heißt in diesem Falle: kunstvoll und musikalisch, zu wirken, wird zugeben, daß Metrum und Rhythmus — zum Mindesten der einfacheren Maße — erst dann Werth und Geltung gewinnen, wenn sich zu ihnen eine gewisse prägnante Konzentrirtheit der Diktion gesellt. Dieser Zwang ist nämlich nicht so hart, daß man ihm nicht entrinnen könnte, wenn man die große Menge von Füllwörtern und Füllwendungen zu Hilfe ruft, die jede alte, reife Sprache dem Versemacher darbietet. Sobald es einem solchen „Poeten" nicht darauf ankommt, von ihnen Gebrauch zu machen, wann irgend ihm Metrum, Reim oder Rhythmus Noth bereiten, braucht er sich über die Gebundenheit seiner Rede überhaupt keine Sorgen mehr zu machen. Der Fluch der Geibelperiode aber war, einen so ungeheuer umfangreichen Vorrath von solchen Verlegenheitmitteln angesammelt zu haben, daß viele von ihren schwächeren und mittleren Talenten zu einer Versmacherei herabsanken, die sich von höherer Gelegenheitdichtung in nichts mehr unterscheidet. Und Form- und Stoffbehandlung gehen da merkwürdig Hand in Hand; das wohl abgezirkelte Maß von realistischen Zuthaten der Schilderung und Erzählung,

das der Epigonen-Klassizismus dieser Epoche für erlaubt erklärte, bietet eine erstaunliche Menge beschreibender Adjektiva und Relativsätze dar, durch die jede Versnoth zu bewältigen ist. Das Schema ist Dieses: Der Thatsachenkern, den man mittheilen will, ist etwa „der Geburtstag". Daraus ist nun, je nach Bedürfniß, zu machen: der segensvolle Tag oder, ist der Angeredete ein Scheusal, der schaudervolle Tag, an dem Du einst geboren wardst oder an dem Du einst das Licht der Welt erblickt hast, oder der Tag, an dem Du u. s. w., oder: jener Tag voll Unheil, oder: jener segensschwangere Tag, an dem der Mutter Leib Dich einst gebar, oder ... nun, man wird mir weitere Beispiele erlassen und mir als bewiesen zugeben, daß jede denkbare Variation zur Verfügung steht, je nachdem man vier oder fünf, sechs, sieben, acht oder zwölf, vierzehn, sechzehn oder wie viel immer Versfüße ausfüllen will. Das Paradigma ist sehr plump gewählt, aber Jeder, der über die Frage nachdenkt, wird mir zugeben, daß sich sehr viel feinere und gewähltere Beispiele aus Tausenden der Goldschnittbändchen beibringen ließen, die zwischen 1850 und 1880 jährlich produzirt zu werden pflegten und deren nie versiegender Strom wohl heute wieder ein Wenig dünner, im Uebrigen aber fast unverändert fortfließt.

Das ist eine Afterkunst, deren dilettantische Absichten mit der Poesie im Grunde wenig mehr als den zu Unrecht angemaßten Namen gemein haben. Eins aber kann man von ihrer Betrachtung doch lernen, daß die gewundenen Linien, die alle Versform der Poesie zu tanzen vorschreibt, nur dann Werth haben, wenn Der sie schreitet, gedrungene und knappe Schritte macht. Nur wer neue Reichthümer des Ausdruckes, farbensatte Bilder der Phantasie und eine Fülle von Motiven in den Rhythmus zwingt, ist in Wahrheit Lyriker.

Stefan George aber verfügt über alle drei Elemente und versteht es trotzdem, sie in die engste, strengste Form zusammenzuzwingen. Auch er und Die sich zu ihm gesellt haben, sind von Anderem ausgegangen. Die „Blätter für die Kunst" haben einmal eine Lese aus früheren, jugendlicheren Produktionen Stefans George und seiner Genossen gebracht: es sind Gedichte, die den Geibelton vorzüglich treffen; und da den Autoren vielleicht zuweilen der weise Einwand gemacht werden wird: alle Eure Neuerungen stammen nur daher, daß Ihr das Alte nicht könnt, so mögen sie auf diese Stelle hinweisen. Sie nachzulesen, wird ihren Kritikern dann vielleicht den selben Dienst leisten oder doch leisten können, wie den trefflichen Leuten, denen Leistikows wunderbare Wald- und Waldsee-Märchen nicht wirklich genug sind*), ein Besuch im Obergeschoß der Dresdener Galerie. Man kann dort nämlich eine Landschaft Leistikows sehen, die nach dem Geschmack des Zeitalters der

*) Ein allzu berlinischer Freund sagte mir einmal, „weil sie vermuthlich die Butterbrodpapiere vermissen, die den wirklichen Schlachtensee auszieren."

karlsruher und düsseldorfer Landschaftmalerei eine vorzügliche Leistung ist. Und doch wird Leistikow von ihr heute so wenig wissen wollen wie Stefan George von seinen Anfängen. Wie viele neue Bilder und Wendungen Diesem sein sprachbändigendes Talent eingiebt, soll hier so wenig von Neuem belegt werden als die Fülle der Gefühle und Gedanken, die sich ihm zudrängen, oder als die Reinheit seiner metrischen Form. Wer Augen hat, zu sehen, wird sich aus allen mitgetheilten Splittern seiner Poesie ein zwar karges, doch charakteristisches Bild machen können. Nur wenige Linien sollen ihm noch beigefügt werden. Unendlich viel von der Wirkung von Georges Sprache ist auf ihre monumentale Einfachheit und Klarheit zurückzuführen; es rollt Nietzsches Blut in ihren Adern. Was Nietzsches Prosa so hoch über die aller der glänzendsten Stilisten des realistischen Zeitalters, über Gustav Freytag etwa und Treitschke, erhebt, ist die Durchsichtigkeit seiner Wortfügung und die Beseitigung aller unnützen Ausdrucksfülle. Ganz ähnlich verfährt Georges Poesie. Auch seine Prosa hat viel von Nietzsches Sprachgeist, nur ist sie faltenreicher, ich möchte ihre kunstvoll an einander gepaßten und von einander abhängigen Sätze mit jenen Denkmälern spätgothischer Plastik vergleichen, die uns in nürnberger Kirchen entzücken. Ihre Gewänder sind unsäglich reich gefaltet und doch zu künstlerischer Einheit gezwungen. Seine Verse aber mit ihrer Vorliebe für die prachtvoll einfachen Genetive der Mehrheit, die er den romanischen Sprachen abgesehen hat, mit ihrer Vorliebe für die Simplicia und ihrer Abneigung gegen alle überflüssigen Komposita, mit ihrem Drang nach dem jedesmal kürzesten und prägnantesten Ausdruck, sind noch eigener. „Des Kaisers Finger war am Tage rein" sagt er von seinem Traumdespoten Algabal, wenn er erzählt, daß dem furchtbaren Herrscher beim Beschauen eines Werkzeuges seiner Kinderspiele längst unbekannte Thränen in das Auge treten. Der alte Stil würde hier schreiben: des blutigen Tyrannen Hand war einmal rein vom Blute, an jenem unschuldvollen Tage u. s. w. u. s. w. Wer aber die neue Kürze liebgewonnen hat, Der wird gestehen müssen, daß eben der alte Ueberfluß allen und jeden Charme von dieser Zeile wegzuwischen droht.

Stefans George Poesie aber beginnt noch vor den Worten. Sie steigt wieder zu dem Urquell aller Lyrik empor: zu der Musik. Wie ein ästhetisches Verständniß bildender Kunst doch erst da beginnt, wo man inne wird, daß ein Gemälde nicht nur aus dem Stoff, den es erzählt, besteht, sondern auch aus einer Anzahl von Linien- und Farbfleckenkombinationen, so ist schließlich auch alle strengste Poesie nicht ganz an Sinn und Wort gebunden; sie ist auch noch und, wenn man so sagen darf, vorher Klangkunst. Daß die älteste Lyrik, deren Entstehung nicht ganz unbeleuchtet ist, daß die Werke der ersten griechischen Liedersänger noch ganz in der Musik wurzeln und mit ihr

fast identisch sind, daß sie Klang und Wort noch ganz wie in eins vermählen, daran zu erinnern, ist doch auch heute noch wichtig. Stefan George aber verfährt so: er hat ganz musikalische, in einer Zeile Auf- und Abgesang vereinigende Metren ersonnen und, mehr noch, er hat nicht den geringsten Theil seiner Poetenmühe daran gesetzt, daß seine Verse überall dem Ohr wohl thun. Man hat ihm nachgespottet, er sinne wohl Tage lang nach und suche, um die Klangfarbe einer dritten Zeile aufzuhellen, nach einem Wort mit A, um es an die Stelle eines Wortes mit U oder O als regirendem Vokal zu setzen. Aber mir scheint Das eben kein Vorwurf zu sein; nur so sind die selten tiefen Farben seiner Sprachgemälde zu erreichen gewesen.

Zwei Einwände aber höre ich: die Bequemen rufen aus, wie schwer macht aber dieser Dichter der wuchtigen Worte und der komprimirten Bilder dem Leser seinen Genuß; die Anderen, die Formempfänglichen, aber auch Stoffdurstigen (Vischer sagt etwas unhöflicher und etwas schwäbischer: die Stoffhuber) betheuern: Hier regt sich offenbar ein großes Formtalent; aber wo ist der Inhalt dieser Poesie? Vielleicht lassen sich die beiden Agumente dadurch widerlegen, daß man eins mit dem anderen schlägt. Gewiß: dieser Poet läßt auf seiner Saite viele Akkorde erklingen; so kurz und schnell verhauchend, daß auch ein aufmerksames Ohr gespannt horchen muß, um keinen von ihnen zu verlieren. Aber eben daraus scheint mir hervorzugehen, daß diese Lyrik über sehr viele Vorstellungen als Inhalt verfügt. Gewiß: immer wird die Phantasie der Empfangenden mehr angeregt als ganz ausgefüllt; aber ich weiß nicht, ob die Poesie nicht die werthvollste ist, die nicht Alles sagt, die unsere Einbildungskraft mehr anreizt, als daß sie erzählt, als daß sie immer runde, abgeschlossene Bilder giebt, — ganz wie die Gedankenwerke die fruchtbarsten sind, die uns zu eigenem, neuem Fortspinnen ihrer Ideenreihen nöthigen. Ich finde, man kehrt zu Georges Gedichten zurück: eine Erfahrung, die uns Lyrik noch selten beschеert hat.

Den Anlaß zu diesen Zeilen bietet ein neues Werk, das Stefan George den „Teppich des Lebens“ genannt und dem er ein Vorspiel und Lieder von „Traum und Tod“ zugefügt hat. Das Bild, dessen einzelne Züge aus seinen bisherigen Poesien hier zusammengesetzt wurden, ist, meine ich, das selbe geblieben, nur scheint mir, als sei das Inkarnat der Farben tiefer, satter geworden.

Ein allgemeiner Vorzug der Komposition, der schon das „Jahr der Seele“ auszeichnete, tritt vor anderen hier von Neuem stark hervor. Es ist die größte Gefahr lyrischer Sammlungen, daß sie in eine Anzahl einzelner Kleinwerke auseinander fallen und so nothwendig einen fragmentarischen Eindruck hinterlassen. Die üblichen Sammelüberschriften: Liebe, Frühling, Tod und Hoffnung sind im Grunde nur Nothbehelfe. Das „Jahr der Seele“ hatte

diese Gefahr völlig überwunden, in ihm schließen sich die einzelnen Cyklen zu solcher Einheit des Gedankens zusammen, daß man zuletzt auf die Idee kommt, hier sei eine neue Kunstgattung, ein lyrisches Epos geschaffen. Von ganz ähnlicher, ja vielleicht noch gesteigerter Konzentrirtheit ist das Vorspiel dieses Bandes, denn es erzählt, wie jener Sangesreigen die Geschichte der Leidenschaften, nun die Epopöe des inneren Werdens und Wachsthumes eines poetischen Ingeniums, sie berichtet, wie dem Dichter der Stern seines Schaffens aufging. Denn nichts Anderes als der Adel seiner Kunst ist der Engel, von dem er in diesen Strophen singt.

Nur wenige Züge änderten sich leicht, doch charakteristisch: von den großen Inhalten des Lebens, von Kultur des Geistes und vom Vaterland ist öfter, inniger die Rede.

Schon lockt nicht mehr das Wunder der Lagunen,
Das allumworbene, trümmergroße Rom
Wie herber Eichenduft und Rebenblüthen,
Wie sie, die Deines Volkes Hort behüten,
Wie Deine Wogen — lebengrüner Strom.

Und dazu das weite Bild allen Lebens und Drängens unserer Zeit, das mit den tiefen Zeilen schließt:

Drüben Schwärme folgen ernst im Qualm
Einem bleichen Mann auf weißem Pferde
Mit verhaltnen Gluthen in dem Psalm.
Kreuz, Du bleibst noch lang' das Licht der Erde.

Eine kleine Schaar zieht stille Bahnen
Stolz entfernt vom wirkenden Getriebe
Und als Losung steht auf ihren Fahnen:
Hellas ewig unsre Liebe.

Ja, einmal ein Wort, daß sich aus der stillen, reinen Höhe geistiger Aristokratie herabbeugt zu den Armen und Bedrängten der Niederungen:

Den Vielen — die Du immer meiden möchtest —
Vergeblich wäre, wenn sie Dich umschlängen,
Und thöricht, wenn Du zwischen ihnen föchtest.
Sie sind zu fremd in Deines Webens Gängen.

Nur manchmal bricht aus ihnen edles Feuer
Und offenbart Dir, daß ihr Bund nicht schände.
Dann sprich: in starker Schmerzgemeinschaft Euer
Erfaß ich Eure brüderlichen Hände.

Zuweilen auch tritt hier die Freude am Wirklichen stärker hervor als früher, so in dem Gang des Freundes der Fluren, die etwas von der edlen Herbheit des großen Quattrocento-Realismus athmen, so in dem Lied auf die stille Lebensmüde, die aus dem Fest der lautesten Freude zu der stillen

Ruhe des Schloßteiches flüchtet. Da wirkt doch rührend, wie einmal eine Wendung des Gesprächsdeutsches auftaucht: die leichtlebige Schaar — aus scherzendem Jahrhundert —, die wohl das stille Raunen der Wellen über der Entschlafenen hört, aber es nicht zu deuten weiß: sie hielt es einfach für der Wellen Laune.

Alle zarte Schönheit der alten Landschaftlieder ist von Neuem bei dem Dichter eingekehrt, wenn er singt:

Nah in den Gärten duften die Mandeln,
Dort sah ich Augen voll Gluth und Traum;
Ich will die Fluren wieder durchwandeln
Hände baden im blumigen Flaum.

Aber alle frühere Kraft ist da übertroffen, wo die Musik der Rhythmen über jedes bisherige Dichten und Trachten des Poeten hinaus gesteigert ist, wie im Lied des Vogels:

Heb das Haupt, das sich bang neigt,
Ob aus Tiefen ein Gesicht winkt;
Und so warte, bis mein Sang schweigt
Und so bleibe, bis das Licht sinkt.

wie im Nachtgesang:

Was ich that — Wie ein Brand
Was ich litt — Der verraucht,
Was ich sann, — Wie ein Sang
Was ich bin: — Der verklingt.

oder in dem Gesang auf Traum und Tod, in dem das Buch und die Kunst des Dichters gipfeln:

All Dies stürmt, reißt und schlägt, blitzt und brennt,
Eh für uns spät am Nacht-Firmament
Sich vereint, schimmernd still, Licht-Kleinod,
Glanz und Ruhm, Rausch und Qual, Traum und Tod.

Wahrlich, diese Verse hinterlassen dem Ohr den Eindruck, als hätten die Rhapsoden des alten Griechenlands so gesungen, denn Das ist Gesang, kein Sprechen mehr.

Kein Zweifel: in dem banalen Jargon zukünftiger Dutzend-Literarhistoriker — und vielleicht schon der heutigen Skribenten — wird diese Kunst einmal als neuromantisch bezeichnet werden. Aber so gewiß auch die Blicke von dieser Formen- und Phantasiekunst zu der anderen hinübergleiten, die das letzte Mal die deutsche Literatur aus der Zufälligkeit- und Wirklichkeitbetrachtung zu heben gedachte, mir scheint hier doch ein Anderes und ein Neues geschaffen zu sein. Man lese doch Hardenbergs Osterdingen: an einigen Stellen erhebt sich seine Phantasie wohl zu der Pracht satter Farben und der schönen Einfalt edler Linien, aber wie dünn und blutleer schleicht

sie sonst dahin. Nein: hier ist größere Kraft, all die Erfahrungen, all die Irrthümer und Entdeckungen der Kunst und des Lebens, die das Jahrhundert inzwischen am eigenen Leib gemacht hat, sie haben ihren Saft, ihr frisches Blut in die Adern dieser Kunst gießen müssen, die von Neuem die alte marmorne Schönheit nicht ausgraben, sondern beleben will. Darüber hinaus aber hat sie nur Eins mit der Romantik gemeinsam: den Drang zu ferner, fremder Schönheit. Von dem Historismus der Romantiker, der auch freilich nur eine konkrete Maske für ein sehr allgemeines Streben von der Wirklichkeit fort war, weiß sie nichts, sie will keine Renaissance, weder eine griechische noch eine mittelalterliche, weder ein Quattro- noch ein Cinquecento-Epigonenthum. Das ist auch der sehr deutliche Unterschied, der die köstlichen Arabesken-Ornamente, mit denen Melchiors Lechter sichere Hand diese Gedichte umrahmt hat, von ihnen trennt. Sie sind wahrlich keine Talmi-Gothik wie die Zwirners und der anderen romantischen Architekten und Maler, aber sie sind doch in ihrem Zeitgeschmack viel begrenzter, viel bestimmter an alte Kunst angelehnt als die Lyrik Georges. Und seien wir doch ehrlich, nur der Künstler unserer eigenen Tage kann uns die köstlichsten Genüsse gewähren. Alle frühere Poesie auszuschlürfen, braucht es immer eines Elementes gelehrter Nebenarbeit, historischen Sichversenkens. Selbst schon Goethes Worte schmecken wir nicht ganz so unmittelbar mehr, als seien sie die unseres Geschlechtes; denn sie blieben unverändert, während Sinn und Form der Sprache sich leise wandelten.

Freilich auch die Fehler und Thorheiten unseres eigenen Zeitalters können uns lästiger werden als die irgend einer Vergangenheit. Doch meine ich, ist die Lyrik Stefans George frei von einigen der hervorstechendsten Gebrechen unserer Zeit: sie weiß nichts von den versteckten Lüsternheiten, zu denen sich die Dichter heute so oft erniedrigen, sie ermüdet uns nicht mit der banalen Erinnerung an das Alltagsleben unseres staatlichen oder geselligen Lebens, sie hebt und führt uns zu den reinen Höhen, von denen der Wanderer Welt und Leben weit und klar überschaut, ohne doch von ihrem Lärm oder gar ihrem eklen Dunst gestört zu werden. Sie wendet sich aber glücklicher Weise auch ab von allen Modethorheiten unserer Kunst, von dem thörichten Feldgeschrei der Decadence, mit dem sich zu brüsten wirklich nur Kranken oder Verfallenden in den Sinn kommen konnte. Sie ist an Gesinnung eben so adelig wie an Form. Wo aber — und Das geschieht nicht selten — die Strenge dieser Rhythmen, dieser Sprachbilder doch nicht ganz die Fülle der Gedanken und Gefühle bändigt, da hat man ein Wohlgefühl, wie Angesichts der ungefügen Quaderspalten, die der Fassade des Palazzo Pitti ihr Gepräge nicht nehmen, sondern eher erst recht geben. Das ist das pindarische Element dieser Kunst, das ihrem Kranz kein einziges seiner Blätter raubt. Bis zu spiegelglatter Reinheit hat sich noch kein starker Strom gemäßigt.

Wilmersdorf. Professor Dr. Kurt Breysig.

Hermann Lingg.

Zu den nachklassischen Dichtungen, die über dem stets sich wandelnden Tagesgeschmack stehen und daher, früher oder später, in die Reihe der klassischen aufgenommen zu werden Aussicht haben, gehört „Die Völkerwanderung" Hermanns Lingg, der am zweiundzwanzigsten Januar seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat. Was die „Lusiaden" den Portugiesen, „Das befreite Jerusalem" den Italienern bedeutet, Das dürfte einmal diese mächtige Dichtung für uns Deutsche werden. Daß sie heute noch nicht allgemein anerkannt und geschätzt wird, hängt sowohl mit ihren Vorzügen als auch mit ihren eingebildeten oder wirklichen Mängeln zusammen. Gegen diese Mängel ganz blind zu sein, schlösse die Gewähr eines sicheren Urtheils von vorn herein aus, aber die Schatten der Unvollkommenheit werden von dem Licht der Schönheiten in dem Maße übertroffen, daß wir sie, wie es auch andere Völker derlei Riesenwerken gegenüber thun, einfach mit in den Kauf nehmen sollten, ohne uns den Genuß der wohlgelungenen Partien verkümmern zu lassen. Alle Kunstepen — nicht am Wenigsten die eben so viel getadelte wie bewunderte Aeneide Virgils — leiden fast an den selben Fehlern: und doch schmückt unverwelklicher Lorber das fromm verehrte, ja beinahe vergötterte Haupt ihrer der Menschheit fast mythisch gewordenen Schöpfer. Hervorbringungen noch so hoch stehender Menschen sind eben doch Hervorbringungen Einzelner und daher — ungleich den Volksepen — der Mitarbeit und Läuterung durch die einander geistig beerbenden Geschlechter entrückt. Auch steht ihre Stofffülle der strengen Einheit entgegen, die man vom Kunstwerk vor Allem fordert, und ihnen fehlt der Mittelpunkt eines überragenden Helden, mit dessen Schicksal auch das der übrigen Figuren unauflöslich verkettet wäre. Die Volksepen (Ilias und Odyssee, die Nibelungen, Gudrun) beschränken sich auf den poetischen Kern der Volks-Ueberlieferung, um die oft nur lose zusammenhängenden Sagen der Vorzeit zum Leben athmenden Liede zu verdichten. So eng der Kreis von Empfindungen ist, den die Gefühle der Menschenbrust hier umspannen, so voll und stark strömen sie dahin und nehmen unsere Theilnahme, bis der letzte Akkord verklungen ist, in gleicher Weise in Anspruch. Vom Kunstepos, das in der Hauptsache bewußtem Schaffen entspringt und seinen Gegenstand mit ruhiger Ueberlegung wählt, läßt sich eine solche impulsive Wirkung nicht erwarten und wir müssen ihm schon zugeben, daß es auf Umwegen den Zugang zu unserem Herzen und Gemüth sucht. Dazu gelangt es dadurch, daß es die einzelnen Theile selbständiger macht, ja, sie von dem Ganzen scheinbar ablöst und ihnen eine Bedeutung giebt, die sie zu geschlossenen Episoden erhebt. Um die Wirkung solcher bevorzugten Partien anschaulich zu machen, brauche ich nur auf die

Geschichte der unglücklichen Inez de Castro hinzuweisen, die wir im dritten Gesange der „Lusiaden" finden. Hier wird in wenigen Strophen nicht nur ein außerordentlich wirksamer Tragoedienstoff gegeben, sondern der tragische Vorgang entfaltet sich vor unseren Augen in solcher Macht und Hoheit, daß keine Nachbildung im Drama die Wirkung so leicht zu erreichen, geschweige gar zu überbieten vermöchte. Auch Linggs Völkerwanderung bietet solche Höhepunkte der Gestaltung in herrlichen Gebilden von keineswegs geringer Zahl. Ich erinnere an die Begegnung des jungen Gothenkönigs Alarich mit der Sirene am Schluß des siebenten Gesanges, an das vorangehende, ganz in sich beschlossene Idyll „Die griechische Insel", an „Audogar und Sigune" im fünften, „Athaulf und Placidia" im elften, „Maximus und Eudoxia" im sechzehnten und „Alboin und Rosamunde" im letzten Gesang. Mächtig als Episoden wirken auch die in einem großartig angelegten und durchgeführten Bilde geschilderte Verschüttung Pompejis, die Legende vom großen Pan, von den Siebenschläfern, die Vision des Cassiodorus und Anderes. Das sind poetische Perlen von einer Beschaffenheit, die uns für manche Monotonie, für ermüdende Stellen und für manche sprachlich trockene Strophe überreich entschädigt. Zu den wahrhaft glänzenden Seiten von Linggs Dichtung gehören auch die unübertrefflichen Natur- und Landschaftgemälde, die wir neben den mit rückwärts gewandtem Seherblick geschauten Bildern vergangenen Völkerlebens zur Erhöhung der Szene in zauberischer Macht überall, wo es nur angeht, zu unserer Freude eingestreut finden. Dazu prägt sich uns die heroische Wucht und die nicht selten bestrickende Schönheit der Sprache aufs Tiefste ein. Daß das Versmaß bei einem Stoff, der nicht minder der antiken als der germanischen Welt angehört, nur das der romantischen Stanze sein konnte, leuchtet ein. Sie wird fast durchweg in dem Werke meisterhaft gehandhabt. „Ein Mittelton zwischen geschichtphilosophischer und realistischer Darstellung charakterisirt dieses Gedicht und giebt dem Stil, in dem es geschrieben ist, sein Gepräge: getragenes Pathos mit archaistischem Anflug." In diesen Worten des verdienstlichen Biographen, Ruperts Kreller, ist Alles, was sich hierüber in Kürze sagen läßt, ausgesprochen und eben so unbedingt muß man seiner anderen Behauptung beipflichten: „Die Völkerwanderung erfüllt die erste und höchste Bedingung epischer Dichtung: sie ist national, sie hat ein wichtiges Ereigniß aus der Heroenzeit zum Gegenstand und dieses Ereigniß ist von weltgeschichtlicher Bedeutung." In der That, der Untergang des alten Roms und seiner heidnischen Welt in Folge des Einbruches der bereits christlich gewordenen jungen germanischen Völkerstämme war ein Vorwurf, der einen deutschen Dichter wahrhaft begeistern konnte. Und wer an ihn heranzugehen und sich seiner mit aller Kraft einer ungemeinen Begabung zu bemächtigen, den seltenen Muth und die beharrliche Ausdauer bewies,

hat sich dadurch für alle Zeiten Ruhm erworben. Es ist etwa achtunddreißig Jahre her, da richtete ich auf Grund meiner Bekanntschaft mit der noch unfertigen Arbeit an den strebenden Dichter einen ermunternden Zuruf. Heute, im Zeichen der Erfüllung Dessen, was ich damals nur ahnte, wiederhole ich ihn, nicht ohne Wehmuth der fernen, schönen Zeit gedenkend:

An Hermann Lingg.
(Im Mai 1862.)

Da hold der Frühling wieder angekommen
In seiner Blüthen wunderbarem Weben,
Sei frisch Dein Völkerfrühling vorgenommen.

Die Sonne, strahlt sie doch auch Deinem Leben!
In Dir auch wollen Keime sich erschließen,
Hervor sich drängend an das Licht sich heben.

Laß hin den Wohllaut Deiner Verse fließen!
Die Fluth, von Dir wird sie sich lenken lassen
Und sich in ewigem Gesang ergießen.

Dir ward die Gabe, in das Lied zu fassen,
Wie sich die Menschheit hob in wilder Gährung
Durch Nacht und Sturm, durch Blindheit und durch Hassen.

Du zeigst, wie Schuld und That geheim verkettet,
Und wie ein Volk so lang noch unbezwungen,
Als bis sein letzter Held ins Grab gebettet.

Harmonisch ist das Lied, das Dir erklungen,
Weil Ein Gedanke durch das Ganze waltet,
So groß, wie einst im Lied der Nibelungen.

Des Dichters Geist mit lichter Kraft gestaltet,
Was sein Gefühl in kühnem Drang geboren:
Wo Plan ist, wird die Ordnung bald entfaltet.

Zu hohem Werke scheinst Du auserkoren,
So lasse Dich den Tadel nicht verdrießen
Der Blinden, die zum Sehen nicht geboren!

Die aber heute noch bedachtsam schweigen,
Da sie den gleichen Flug mit Dir nicht finden,
Sie werden sich beschämt noch vor Dir neigen.

Die Besten eilen, Dir den Kranz zu winden,
Und wer Dir naht, wird Deinen Werth begreifen:
Nie wird in dunkle Nacht Dein Name schwinden.

Die Sorgen magst Du von der Brust Dir streifen
Und Deiner Sendung ernstem Ruf vertrauen,
Ich aber will, wenn Deine Aehren reifen,
An Dem, was Du vollbracht, mich stets erbauen.

München, im Januar 1900. Martin Greif.

Der Mann und die Mode.

Die Mode ist ein Seitentrieb der Kultur und die Kleidermode der Frau ihr wildester Schößling. Wenn wir die moderne Kultur, als Gegensatz des Urzustandes, mit Unnatur bezeichnen, dann müssen wir die Frauenmoden als den schärfsten Ausdruck des Unnatürlichen ansehen.

Die hochragenden Zacken des Hirschgeweihes, die langen Federn des Goldfasanen und das vieläugige Rad des Pfauenmännchens zeugen von natürlicher Kraft, von Anmuth und Schönheit, sie sind ihnen von der Natur zur eigenen Zier und zur Augenweide für die weiblichen Genossen verliehen. Da herrscht die natürliche Zuchtwahl: der Stärkste und der Schönste sind berufen, den künftigen Geschlechtern ihre Gaben zu vererben. Das Weibchen ist zarter von Gestalt und unscheinbar in Form und Farbe. Die vielumworbene Pfauendame kennt nicht das Bedürfniß, sich zu schmücken, so lange das Männchen mit gleißendem Farbenspiel um ihre Gunst wirbt, und die hochbelobte „Frau Nachtigall" überläßt es ihrem Gatten, den Hausbedarf an Liedern zu stellen: sie selbst verschwendet keinen Ton, um ein Männchenherz zu rühren.

Die Menschenfrau steht also im schroffen Gegensatz zu ihren Basen aus der Thierwelt. Sie kleidet sich in mannichfache, bunte Farben, sie schmückt sich mit wechselnder Gewandung, — doch gerade ihr Reichthum an Schmuck verräth ihre Armuth an Bewerbern.

Die Frau der Unkultur, die Negerin, die Indianerin, das Weib des Südseeinsulaners, steht dem Manne häufig an äußerem Zierrath nach, die moderne Frau überstrahlt ihren Gatten durch Schmuck und Zier, sie ruft jede Technik zu Hilfe, sie übt alle Künste, sie bemüht sich, jeden ihrer Vorzüge in das beste Licht zu setzen, sie unterwirft sich der launenhaftesten aller Herrscherinnen, der Mode —: alles Das, um dem Manne zu gefallen. Die Liebeswerbung ist das Bewegende in der Kleidermode. Wenn Das nicht Unnatur ist, so heißt es doch jedenfalls, die Natur auf den Kopf stellen, allerdings auf den kapriziösen, reizvollen, zarten Kopf der modernen Frau.

Die Griechen und Römer hüllten sich in prächtige Gewänder, der Edeling des Mittelalters und der Mann der Renaissance schmückten sich mit schillernden Stoffen, auch das Männchen des Rokoko war zierlich anzuschauen. Die Kleidung des Mannes ging und kam mit der Gewandung der Frau. Bald eilten jedoch die Damen den Herren voraus, sie änderten immer rascher Haar- und Kleidertrachten und in einer früher nicht geahnten Schnelligkeit wechselten Schnitt und Stoff. Je schneller aber die Frauen ihre Hüllen ablegten und neue anthaten, desto gleichmüthiger und gleichmäßiger wurde der Mann in seiner Bekleidung; je mehr die Dame sich und ihre Gewandung zu einem einheitlichen, reizvollen Kunstwerk zu gestalten suchte — das zwar künstlich,

aber selten künstlerisch wurde —, desto weniger Werth legte der zum Herrn der Schöpfung gewordene Mann auf das Schmückende in seiner Kleidung. Die Frau hatte ihm die Mühe abgenommen, sich künstlerisch zu kleiden; er begnügte sich damit, seine Hüllen praktisch und bequem zu gestalten: sie bieten ihm vollen Schutz gegen die Einflüsse der Witterung, sie sind rasch anzulegen, stören nicht in der Bewegung des Körpers, dafür sind sie aber auch so unscheinbar und unschön in Schnitt und Farbe, daß der Mann neben der geschmückten Frau aussieht wie das Pfauenweibchen neben dem radschlagenden Herrn der Pfauenwelt. Je mehr die Schönheitpflege der Frau fortschreitet, desto weniger Sorgfalt verwendet der Mann auf sich. Er vermeidet fast ängstlich, seine körperlichen Vorzüge zur Geltung zu bringen: das Haar, der schönste natürliche Schmuck des Menschen, wird kurz geschoren und das Haupt mit einer luftdicht schließenden Röhre bedeckt, so daß auch die kurzen Haare in ihrer Wurzel welken und abfallen.

Die moderne Sportbewegung hat darin zwar einigen Wandel geschaffen, aber sie entstammt nur praktischen Gründen, nicht ästhetischen. Der Mann begann, im Hasten des Berufslebens zu degeneriren, er bedurfte der Bewegung in freier Luft. Mit Behagen sah er sich in Wadenstrümpfen, Barett und faltigem Hemd verschönert und verjüngt: aber dieses Gefühl durfte sich nicht bewußt äußern. Das wäre für ihn als Mann unpassend.

So wenig die Sportkleidung auf die Männermode Einfluß übte, so wenig vermochte sie, die Frauenkleidung zu reformiren. Man erwartete von der Freigabe der zierlichen Formen unterhalb des Knies einen neuen Aufschwung der Frauenmode, vom Bloomer eine neue Herrschaft in der Kleidung. Und doch ist's beim Alten geblieben, bei der ewig unlogischen Erneuerung der Frauenkleidung. Und eine Aenderung wird nicht eintreten, so lange die Frau sich bemüht, dem Manne zu gefallen, so lange das „Werben" des Mannes eine konventionelle Lüge bleibt, Das heißt: so lange er gesucht und umworben wird.

Das Kleid der modernen Frau soll aber nicht nur dem Manne gefallen: es soll seine Trägerin auch von ihren Mitschwestern vortheilhaft unterscheiden, ihr gewissermaßen Schutz gegen die Konkurrenz bieten, — daher der Wunsch, möglichst anders auszusehen als die anderen Weibchen. Nun kann man auch die Genugthuung der Frau, deren Robe den Gleichmuth der Freundinnen stört, von einem höheren Gesichtspunkt aus verstehen und verzeihen. Da es sich um einen ernsten Wettbewerb handelt, bei dem alle Chancen und alle Mittel sehr eingehend erwogen werden, darf das Kleid nicht zu sehr abstechen, um kein allzu scharfes Urtheil herauszufordern: daher der Wunsch, sich so zu kleiden, wie „man sich trägt". Man will in allen Sünden der Modeausschreitung Mitschuldige haben.

Im Mittelpunkt dieser sich schneidenden Linien steht die Tagesmode.

Hierzu kommt, daß jedes neue Kleid, jede frische Farbe die Schönheit der Frau in einer neuen Beleuchtung zeigt, deren sie im steten Kampf mit der nagenden Zeit zu bedürfen glaubt, und daß dieser neue Schliff der Schönheitfassette das Selbstbewußtsein hebt. Bewußtsein der eigenen Kraft gehört nun einmal ins Arsenal des Eroberers. So versteht man auch den immer rascher sich vollziehenden Wechsel der Mode.

Je freier die Frau in der Gesellschaft sich bewegt, je mehr sie in die Lage kommt, im freien Wettbewerb um die Gunst des Mannes mit sich selbst für sich selbst einzutreten, um so mehr Sorgfalt verwendet sie auf ihr Aeußeres und um so häufiger wechseln die Moden. Auch die Frauen, die diesem Wettrennen gern unbetheiligt zusehen möchten, diejenigen, die nur eines Mannes Gunst erwünschen und besitzen, werden gezwungen, immer neue Farben zu bekennen, um nicht in ihrem Aussehen zu veralten. Die Männer sind unstet; man will den anderen Frauen keinen Vorrang lassen und besser ist es, der Gatte zahlt theure Schneiderrechnungen als ... Reugeld.

Man sieht: es giebt eine Gerechtigkeit auch in der Mode. Zum Schluß bezahlt der Mann die Mühe und Sorgfalt der Frau, ihm reizvoll zu erscheinen, mit schwerem Geld, oft mit noch Kostbarerem. Zahlreiche — man wäre fast versucht zu sagen: zahllose — Männer stehen im Dienst der Frauenmode. Wohl die Hälfte aller Industrien dient ihren Bedürfnissen. Doch Das ist nicht neu. Weniger bekannt dürfte es sein, daß die Schöpfer der Mode fast ausschließlich Männer sind. So schafft die Männerwelt selbst die Mittel, mit denen sie bethört wird.

Vom Musterzeichner, der den Geweben neue Farben erfindet, bis zum „großen Schneider": fast immer sind es Männer, vorzüglich Männer, die den Frauen ihren kostbaren Tand liefern. Die Doucet und Worth zogen die Männer aus, deren Frauen sie ankleideten; dabei behandelten sie ihre Kunden, selbst die Damen aus der Gesellschaft, nicht viel besser als der Maler sein Modell.

Es giebt auch in Wien und Berlin Häuser, die unter die Schneiderdynastien zu rechnen sind, aber sie können doch nur als Vasallen der großen Modenkönige gelten, die in Paris ihren Thron aufgeschlagen haben. Ein wiener Schneider, und auch der berliner, selbst der hervorragendste, läßt sich herab, seine Kunden höflich zu begrüßen, und für Geld und gute Worte komponirt er jeder Dame eine Robe. Der pariser Modefürst pflegt seine Stellung viel exclusiver aufzufassen. Er sieht sich die Gestalt genau an, der er seine Schöpfungen anvertrauen soll, und gar manche Dame mußte sich sagen lassen, daß ihre Tournure nicht genüge, um das großen Meisters „création" in die Oeffentlichkeit zu bringen. Man erzählt — verbürgt —, daß die Frau

eines weltbekannten Chokoladefabrikanten, deren Bau, Farbe und Haltung das Wohlgefallen einer solchen Hoheit vom Centimeter erregt hatte, sich dennoch erst verpflichten mußte, monatlich für zwanzigtausend Francs Aufträge zu ertheilen, ehe er sich entschloß, sein Maître-Maaß um ihre Mitte zu schlingen. Ein theures Milieu, das Viertel zwischen der großen Oper und der Madeleine, wo die Mode der civilisirten Welt gemacht wird, — die Mode der Lebewelt, die Mode der Damen, die leben, um zu lieben, und jener, die lieben, um zu leben! In dieser schwülen, sinnlichen Atmosphäre entstehen die Trachten und Schnitte, werden Stoffe und Aufputz bestimmt, die „man trägt". Die heimischen Modeblätter können an Dem, was Paris vorschreibt, nur mildern und umändern, aber sind noch immer außer Stande, sich von der Hauptstadt Frankreichs zu emanzipiren. Farbe und Zeichnung der Gewebe erfinden Männer, die wohl Anschluß an die großen Kunstbewegungen ihrer Zeit suchen, aber der Schneider kennt nur eine Kunst: die ihm anvertrauten Gestalten stets neuartig anziehend zu kleiden. Was ist ihm die Kunst, die der Natur nachstrebt? Er kennt das Weib nur im Korset und Jupon, ihm ist die herrlichste Offenbarung der organischen Welt, der weibliche Körper, nur die Puppe für seine Kleider und die dem Meer entstiegene Göttin wäre ihm nur eine schlechte Kundin. Er sucht und erfindet neue Motive, wenn die alten abgetragen sind, er denkt in Falten, Plissés, Biais, Schmelz, Jais, Volants und Dütenfalten; die Damen tragen seine Schöpfungen in die ganze Welt oder in die Halbwelt. Hunderte von Motiven gehen verloren, sie bleiben „einziges Modell": endlich wird eins nachgeahmt, die Nachahmung findet weitere Nachbeter, dann viele, endlich zahllose Anbeter —: die Mode ist gemacht.

So kommt es, das wir zwar sezessionistisch geblümte Stoffe, lebendig gefärbte Roben und Hüte sehen, aber kein Kleid, das seinen Zusammenhang mit der modernen Kunst nachweisen könnte, obgleich die schlanken Formen den symbolistischen Figuren nachzustreben scheinen. Halbwegs künstlerischen Intentionen entsprechend war der weite, faltige Rock und die Blouse mit breiten Aermeln: die entschwundene Mode der verflossenen Jahre. Es gab da ein Spiel der Farben und Falten, das anziehend wirkte; die weibliche Gestalt war wie die Blume von wogenden Blüthenblättern umhüllt, so daß die jungen Künstler anfingen, den Reizen der modernen Frauenkleidung nachzuspüren, nachdem sie ihre Auswüchse gehörig verspottet hatten. Aber ohne Rücksicht auf die Kunstentwickelung verengte sich der Aermel, der Rock fiel zusammen, — und nun sind wir wieder bei den schmalen Aermelfutteralen und eng umspannten Hüften angelangt. Das griechische Kleid bleibt das Ideal, weil es in faltigem Spiele den Leib umfließt und das Störende jeder Form, Alles, was die Schönheitlinie überschreitet, individuell verbirgt; die heutige Mode ist häßlich, weil sie den Körper an sich preisgiebt. Die Künstler wissen, was schön ist; sie

könnten uns eine Frauentracht schaffen, die allen Anforderungen entspräche; aber vielleicht müßten sie sich erst gewöhnen, auch handwerksmäßig — oder sagen wir technisch-schneidermäßig — zu denken, wie sie ja auch die Gesetze der Metallbearbeitung, die Struktur des Holzes studiren müssen, wenn sie in diesen Materialien arbeiten wollen.

Der Versuch, Künstler für die Regenerirung der Frauenmoden zu interessiren, wurde schon oft unternommen und führte stets zu allseitiger Enttäuschung, hervorgerufen durch die Gegensätze der Anschauung. Dem Künstler ist der Frauenkörper der Ausdruck der Schönheit an sich. Da nur selten ein Weib, sei es in den Maßen oder in den Formen, allen Gesetzen der Aesthetik entspricht — und es giebt besonders für die Proportion feststehende Normen —, so ändert er instinktiv seine Zeichnung. Außerdem liegt in der Abweichung das Individuelle, oft sehr Reizvolle. Der Künstler würde auch in der Kleidung individualisiren, die Schönheitfehler drapiren, um das Individuum dem allgemeinen und stets geltenden Ideal zu nähern, ohne seine Besonderheiten zu verwischen. Aber da es nur eine Schönheit giebt, ein Gesetz des Vollkommenen, so würde er erst umdrapiren, wenn der Körper sich geändert hat, und vielleicht erst nach Generationen, nach allgemeinen Geschmacksevolutionen, zu neuen Formen sich entschließen.

Die Frau aber kann nicht warten. Sie will sich den ewigen Gesetzen nicht unterwerfen, weder denen der Schönheit noch denen der rasch hineilenden Zeit. Ihre Welt schwindet im Rauschen des Kleides, sie muß es wechseln, damit der neue Stoff ihr neues Leben künde. . . .

Der Schneider ist weniger gewissenhaft. Er dient nicht der Natur: er korrigirt sie; er studirt nicht die ewigen Gesetze der Schönheit: er schafft sich neue, wenn die alten abgebraucht sind; er komponirt sein Kleid und sucht sich dazu die Frau. Paßt ihr Körper nicht in die Hülle, — um so schlimmer für sie, dann wird geschnürt oder gelöst, gepreßt oder gebauscht, bis die Dame seinem Idealkleid sich einfügt. Nicht nur die Hülle unterliegt der Mode, sondern auch die Form des Körpers. Der Schneider dient so, während er zu herrschen glaubt, dem Verlangen der Frau, die dem Manne in immer wechselnden Reizen erscheinen will. Dem Schneider beugt sie sich. Der Künstler aber dient ewigen Gesetzen, die von je her regirten, ehe die moderne Frau war, und die nach ihr sein werden, — und sie beugt sich ihm nicht. Eine Weile lang, damals, da die Kunst „modern" wurde, schien es, als ob die Mode mit der Kunst gehen wollte; der Körper kam zur Geltung und wurde nicht verunstaltet. Aber nun läuft die Mode wieder davon: den Männern nach.

Wien. Heinrich York-Steiner.

Der Rhein-Elbe-Kanal.*)

Ein Projekt wie der Rhein-Elbe-Kanal hat unbestreitbar sehr viel Bestechendes an sich. Man will durch einen groß angelegten Verkehrsweg Osten und Westen des Vaterlandes einander nähern; man will, ähnlich wie es bei den Eisenbahnen geschehen ist, unsere Wasserstraßen in ein einheitliches, geschlossenes System bringen und erinnert sich dabei, daß große Kanäle schon in alten Zeiten von weitsichtigen Herrschern als ein wirksames Mittel zur Belebung der Volkswirthschaft erkannt worden sind. Der ruhige Betrachter aber wird keinen Augenblick vergessen dürfen, daß ein so kostspieliges Unternehmen, wie der Kanal, ganz nüchtern geprüft werden muß und er wird sich sofort die Frage vorlegen: Würden wir nicht besser statt des Kanals weitere Eisenbahnen bauen? Diese Frage ist in der That bei der Berathung der preußischen Kanalvorlage immer wieder aufgeworfen worden.

Nun haben sich manche Kanalfreunde und auch die Regirung die Beweisführung sehr leicht gemacht, indem sie einfach behaupteten: Wir haben gar nicht mehr die Wahl zwischen Kanal und Eisenbahn; denn mit der Eisenbahn allein können wir vernünftiger Weise auf die Dauer nicht mehr den Anforderungen des ungeheuren Verkehres im westfälischen Kohlenrevier gerecht werden. In der Kommission führte der Eisenbahnminister aus: An die Bewältigung des immer wachsenden Verkehres im Kohlenrevier durch die Eisenbahnen allein ist nicht zu denken, weil dort die Eisenbahnen bald an der Grenze der Leistungfähigkeit angelangt sein werden, Das heißt: an dem Punkt, von wo ab wegen der zunehmenden Komplikation des Betriebes eine weitere Betriebssteigerung keinen Nutzen mehr bringt, sondern schädlich wird. Wenn also der Kanal nicht gebaut wird, sondern die Eisenbahnen eine weitere Belastung erfahren, so werden die neu zu bauenden Bahnen keine Ueberschüsse mehr bringen, sondern vielleicht sogar ein Defizit ergeben. Es wäre daher von vorn herein unwirthschaftlich, sich auf die Eisenbahnen zu beschränken, so lange noch ein anderes, rentableres Verkehrsmittel zur Verfügung stehe. Diese Behauptungen waren eben so kühn wie neu. Zu ihrer Begründung hielt man es für gut, die schwärzesten Bilder von der Ertragsfähigkeit unserer Eisenbahnen zu entwerfen, und Herr von Thielen gab in der Kommission folgendes erstaunliche Muster von Rechenexempel zum Besten: Nehmen wir an, daß in den nächsten zehn Jahren der Verkehr sich jährlich um $3^1/_2$ Prozent steigert, so haben wir eine Mehreinnahme zu erwarten, die zur Zeit der Eröffnung des Rhein-Elbe-Kanals jährlich 500 Millionen Mark betragen wird. Wir würden aber in der selben Zeit zur Vermehrung und Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes die riesige Summe von 1800 Millionen aufwenden müssen. Nimmt man nun an, daß von der Mehreinnahme der Eisenbahn $^1/_5$, also 100 Mil-

*) Nachdem die Thronrede die erneute Einbringung des Kanalprojektes „zur theilweisen Entlastung der Staatseisenbahnen wie zur Hebung des binnenländischen Verkehrs . . . erweitert durch Vorschläge für die besonders dringliche Herstellung moderner Schiffahrtverbindungen u. s. w." angekündigt hat, wird ein zusammenfassender Rückblick zur Orientirung für die kommenden Verhandlungstadien nicht unerwünscht sein.

lionen Mark, auf den Kanal übergehen, so würde Dem entsprechend auch eine Verringerung des Kapitalaufwandes für Betriebssteigerungen eintreten. Veranschlagt man diese Summe ebenfalls auf $^1/_5$, so ergiebt Das schon eine Kapitalsersparniß von 360 Millionen Mark, einer Summe, die die für den Kanal aufzuwendenden Anlagekosten übersteigt.

Es ist Das eine von den vielen Berechnungen, auf die nicht das Mindeste zu geben ist. Mit Zahlen kann man bekanntlich Alles beweisen, — und hat man im Abgeordnetenhause Alles damit bewiesen. Wer die Verhandlungen über die Vorlage nachliest, muß sich daher zunächst allen statistischen Nachweisungen gegenüber mit einer gehörigen Dosis von Skepsis waffnen. Ich weiß nicht, wie der Minister zu seinen Zahlen gekommen ist; jedenfalls aber hat er mehrere Fehler gemacht. Einmal hat er die Zahlen der letzten Jahre zum Maßstab gemacht, obgleich gerade in diesen Jahren in Folge der günstigen Finanzlage, veranlaßt aber auch durch die vielen Unglücksfälle, ganz außerordentliche Betriebsverbesserungen vorgenommen wurden. Ferner ist in die Zahlen für die Eisenbahnen der Personenverkehr miteinbezogen worden; gerade der Personenverkehr verschluckt aber den größten Theil der riesigen Summen, die uns die Eisenbahnen kosten, und dieser Theil der Ausgabesummen kann durch den Bau des Kanals um keinen Pfennig vermindert werden. Mit welcher Nonchalance bei solchen Berechnungen zuweilen verfahren wird, zeigt besonders deutlich ein offiziöser Artikel, mit dem um die Mitte des September für den Kanal Stimmung gemacht wurde. Da wurde ausgeführt, die Eisenbahneinnahmen des Jahres 1898 hätten zwar den Ansatz um 60 Millionen überschritten; diese Ueberschreitung sei aber weit überholt worden durch das ungeheure Anwachsen der Ausgaben. In Folge dieses außerordentlichen Anwachsens hätten die Ueberschüsse nicht, wie im Etat vorgesehen war, 175, sondern nur 132 Millionen Mark betragen, seien also um 25 Prozent hinter dem Voranschlag zurückgeblieben. Wenn Das so weiter ginge, so würde man mit einer Belastung der Staatskasse für Eisenbahnbauten „von geradezu ruinöser Höhe“ zu rechnen haben, folglich .... u. s. w. Der Verfasser dieses Artikels mußte sich schon am folgenden Tage durch Eugen Richter belehren lassen, daß die Ueberschüsse nach Abzug der Summen für Verzinsung und Amortisation der Anlagekapitalien nicht 132, sondern 259 Millionen betragen haben. Der Offiziosus war zu seinem trüben Ergebniß nur dadurch gekommen, daß er die gesammten einmaligen außerordentlichen Ausgaben für Eisenbahnen vorweg in Abzug brachte. Auf diese Weise kommt man natürlich zu jedem gewünschten Resultat, es wird aber Niemand erwarten können, daß solche Berechnungen irgend welchen Eindruck machen.

Ich denke, wir stehen hier im Grunde genommen einfachen Thatsachen gegenüber. Seitdem wir die Eisenbahnen verstaatlicht haben, haben wir aus ihnen immer wachsende Ueberschüsse gezogen. Es ist möglich, daß diese Ueberschüsse in Folge von Betriebsverbesserungen bei weiteren Verkehrssteigerungen nicht mehr in dem selben Maße steigen wie bisher; es liegt aber nicht der mindeste Grund zu der Annahme vor, daß bei einer weiteren Komplikation des Betriebes die Staatskasse für Eisenbahnbauten in geradezu ruinöser Weise in Anspruch genommen wird. Wenn im Kohlenrevier die jetzigen Eisenbahnen nicht mehr genügen, so baue man neue, die aller menschlichen Voraussicht noch eben so rentabel sein werden wie die alten. Nichts hindert uns, den Verkehr im rheinisch-westfälischen In-

dustriebezirk auch fernerhin durch Eisenbahnen allein zu bewältigen; wir haben alle Freiheit der Wahl zwischen Wasser- und Schienenweg und können in aller Ruhe untersuchen, welchen Weg wir am Zweckmäßigsten wählen.

Es ist überflüssig, die großen Vorzüge, die die Eisenbahnen vor allen Kanälen voraus haben: Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der Beförderung, lang und breit zu erörtern. Diese Vorzüge sind unbestreitbar und wurden auch von den Kanalfreunden unbedingt zugegeben. „Es ist unleugbar," schrieb z. B. die Nationalzeitung am vierundzwanzigsten März 1899, „daß Kanäle im Vergleich mit Eisenbahnen ein in mancher Hinsicht untergeordnetes Verkehrsmittel sind: für den Personenverkehr kommen sie so gut wie gar nicht in Betracht; dem lokalen Güterverkehr können sie nur in geringem Maße dienen, da die Zahl der Anlegestellen und Ladevorrichtungen eine beschränkte bleiben muß; im Winter pflegt die Benutzung durch Frost mehrere Monate hindurch ausgeschlossen zu sein." Die Zeitung beeilte sich aber, hinzuzufügen: „Diesen Nachtheilen steht der große Vorzug gegenüber, daß der Massentransport auf weite Entfernungen ungleich wohlfeiler zu Wasser als durch Eisenbahnen, wenigstens durch die jetzigen, erfolgen kann." Hiermit ist das Hauptargument ausgesprochen, das unsere Kanalfreunde immer wieder ins Feld geführt haben: die Kanäle verdienen wegen ihrer Billigkeit den Vorzug. In der That sind heute die Frachten auf dem Wasserwege wesentlich billiger als auf der Eisenbahn. Auf den preußischen Bahnen betragen die Spezialtarife für Massengüter 4,5 , 3,5 und 2,6 Pfennig pro Tonnenkilometer; die Schiffahrtabgaben für einen Tonnenkilometer ergeben dagegen auf preußischen Wasserstraßen nur folgende Zahlen:

Oder-Spreekanal: 0,16 bis 0,32 Pfennige.

Kanalisirte obere Oder: 0,24 bis 0,48 Pfennige.

Kanalisirter Main: 0,30 bis 0,60 Pfennige.

Die Frachten auf unseren Wasserstraßen sind also wirklich bedeutend niedriger als auf den Eisenbahnen. Aber diese Billigkeit der Frachten berechtigt noch nicht zu dem Schluß, daß unsere Kanäle selbst billiger wären. Die relative Niedrigkeit der Tarife hat vielmehr ihren Grund in ganz anormalen Verhältnissen. Von den Erträgen unserer Eisenbahnen verzinsen und amortisiren wir nicht nur das Anlagekapital, sondern behalten auch noch große Ueberschüsse übrig, so daß die Eisenbahnfrachten thatsächlich den Charakter einer Steuer tragen. Dagegen sind wir bei Kanälen froh, wenn sie die Betriebskosten decken. Selbst der Rhein-Elbe-Kanal mit seinen hohen Abgaben würde nach den gewiß nicht zu ungünstigen Berechnungen der Eisenbahnverwaltung nur eine Verzinsung des Baukapitals von 3,5 Prozent einbringen, während unsere Eisenbahnen zu 6 Prozent rentiren. Unsere Tarifpolitik bei Wasser- und Schienenwegen ist also grundverschieden. Diese Verschiedenheit entstammt zum Theil den Verkehrtheiten unserer merkwürdigen Wassergesetzgebung, zum Theil beruht sie auf sehr natürlichen Gründen. Denn wenn wir auf den Wasserstraßen so hohe Abgaben erheben wollten, daß sie eben so rentiren wie unsere Eisenbahnen, dann würde es mit der Herrlichkeit unseres Wasserverkehrs bald zu Ende sein.

Ein Vergleich der Frachten besagt gar nichts über die Billigkeit der beiden Verkehrsmittel. Er dient vielmehr nur dazu, die Thatsache zu verschleiern, daß Kanäle ein kostspieligeres Unternehmen sind als Eisenbahnen. Will man die wirk-

liche Billigkeit von Wasser- und Schienenweg vergleichen, so muß man eine Eisenbahnanlage und einen Kanal von gleicher Leistungfähigkeit vergleichen und ermitteln, auf welcher Seite Anlage- und Betriebs-Kapital größer sind. Das ist die Kernfrage, die schon die kanalbegeisterte Nationalzeitung in der eben erwähnten Nummer richtig formulirt hat: „In den Mittelpunkt aller sachlichen Erörterung des Kanalproblemes tritt die Frage: Wäre unter Aufwendung so großer Summen, wie die Vorlage sie fordert und wie sie unzweifelhaft im Verfolg der etwaigen Bewilligung noch weiter werden aufzuwenden sein, eine Verbesserung unseres Eisenbahnwesens möglich, die mehr leisten würde als der Rhein-Elbe-Kanal? ... Indem die Eisenbahnverwaltung für den Kanal eintritt, bekundet sie, daß sie mit den selben Kosten auf ihrem eigenen Gebiete, dem des Eisenbahnwesens, nicht die nämlichen Leistungen erreichen zu können glaubt. Die Rechnung, die zu diesem Ergebniß führt, wird in ihren großen Zügen in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vor dem Lande aufgemacht werden müssen."

In Wirklichkeit hat die von der Nationalzeitung formulirte Frage während der ganzen Verhandlungen niemals im Mittelpunkt sachlicher Erörterungen gestanden und die Rechnung, die die Regirung zu ihrer Stellung berechtigen würde, ist bis heute nicht aufgemacht worden. Der Kommissionbericht äußert sich über diesen Punkt sehr resignirt: „Der Versuch, eine exakte Lösung des Problemes der Konkurrenzfähigkeit des Kanals gegenüber den Eisenbahnen durch eine Vergleichung der beiderseitigen Selbstkosten herbeizuführen, mißlang, weil eine Klarheit über die Höhe der Selbstkosten der Eisenbahn nicht zu erzielen war .... Die auf Antrag eines Abgeordneten von der Kommission an die Regirung gestellte Frage in Betreff der Eisenbahnselbstkosten ist nicht bestimmt beantwortet worden." Die Regirung, die sonst alles Mögliche und Unmögliche statistisch bewiesen hat, hat sich also merkwürdiger Weise gerade an die erste und wichtigste Frage, die zu beantworten war, nicht herangemacht. Allein die Klärung dieser Frage hätte zahlenmäßigen Aufschluß über die Billigkeit von Kanal und Eisenbahn geben können; die Vergleichung der Frachten bestätigt höchstens die alte Erfahrung, daß Eisenbahnen billiger sind als Kanäle. Denn wenn unsere Kanäle keinen Tarif vertragen können, der sie eben so rentabel machen würde wie die Eisenbahnen, so liegt Das doch wohl daran, daß ein solcher Tarif verhältnißmäßig höher sein würde, als unsere Eisenbahnfrachten sind.

Niemand wird einsehen, weshalb wir uns für ein Unternehmen erwärmen sollten, das einen bestimmten Zweck auf unnöthig kostspielige Weise erreicht. Wir haben dazu um so weniger Veranlassung, als der preußische Staat durch den Bau des Kanals in eine sehr unbequeme Situation kommen würde. Und hierin ist eins der wichtigsten Bedenken gegen den Kanal enthalten: Preußen würde sich durch den Kanal für seine Tarifpolitik die Hände binden und gezwungen sein, die bisher von ihm geübte gesunde Praxis zu Gunsten einer ungesunden aufzugeben. Augenblicklich sind die Eisenbahnabgaben so hoch bemessen, daß unsere Staatsbahnen nach dem Etat für 1899 einen Ueberschuß von 531 Millionen Mark ergeben; davon kommen in Abzug 228 Millionen für Verzinsung und 39 Millionen für Amortisirung der Staatsschulden (der gesammten Staatsschulden, also nicht nur des Anlagekapitals für Eisenbahnen). Bleiben noch 264 Millionen Mark, die für allgemeine Staatszwecke verwandt werden können. Zum Vergleich führe

ich an, daß nach dem selben Etat die gesammten ordentlichen Nettoeinnahmen 964 Millionen betragen; der Ertrag der gesammten direkten Steuern ist auf 220 Millionen, der der indirekten Steuern auf 45 Millionen Mark angesetzt. Unsere Eisenbahnüberschüsse bedeuten also für den Staat eine sehr werthvolle Einnahmequelle, deren vollständiges Versiegen uns zwingen würde, die Erträge unserer direkten und indirekten Steuern um 100 Prozent zu steigern. Nun haben die Eisenbahnüberschüsse vor allen indirekten Steuern den Vorzug, daß sie auf sehr leistungfähige Schultern, nämlich auf die unserer Händler, gewälzt sind, während indirekte Steuern in erster Linie die ärmeren Schichten treffen; denn wenn sie überhaupt einträglich sein sollen, so müssen sie auf Massenartikel gelegt werden, die Jeder nöthig hat. Vor allen direkten Steuern aber haben unsere Eisenbahnüberschüsse den Vorzug, daß sie — ganz wie indirekte Steuern — nicht drückend sind und nicht als Steuer empfunden werden. Sie sind daher nicht nur eine fette Einnahme, sondern werden auch auf sehr angenehme Weise erzielt; und wenn wir vernünftig sind, suchen wir uns eine solche Einnahme nach Kräften zu erhalten.

Der Bau des Kanals würde dem jetzigen gesunden Zustand ein Ende bereiten. Der Kanal würde uns vielleicht viel Geld kosten: ganz sicher aber würde er nichts einbringen, sondern im Gegentheil eine beträchtliche Verringerung unserer Eisenbahnüberschüsse verursachen. Die Regirung berechnet den Ausfall an Eisenbahneinnahmen auf 53 Millionen, Graf Kanitz auf 100 bis 120 Millionen Mark. Auf jeden Fall ist die Summe sehr groß und sie wird dadurch noch viel größer, daß ein Rhein-Elbe-Kanal voraussichtlich eine allgemeine Herabsetzung der Eisenbahntarife im Gefolg haben würde. Denn es wäre in der That eine große Unbilligkeit, allen Bewohnern des Landes eine Verkehrssteuer aufzubürden, von der nur die Leute, die zufällig am Kanal wohnen und Massengüter versenden, befreit sind. Es wäre daher die einfachste Forderung der Gerechtigkeit, die Eisenbahntarife allgemein herabzusetzen; und dadurch würden unsere Ueberschüsse weiter verkürzt.

Allerdings ist es gerade eine Ermäßigung unserer Eisenbahntarife, worauf manche Kanalfreunde abzielen. Der Abgeordnete Richter sagte in der dritten Lesung: „Wir sind auch deshalb für die Vorlage, weil wir wünschen, daß endlich die Stagnation in der Tarifentwickelung des Gütertransportwesens durchbrochen wird, daß Konkurrenz geschaffen wird den Eisenbahnen. Wir sind überzeugt, daß gerade der Mittellandkanal zu einer allmählich fortschreitenden Ermäßigung der Eisenbahntarife nicht blos in den Gegenden des Mittellandkanals, sondern in ganz Preußen führen wird." Das ist beim Abgeordneten Richter begreiflich; wie aber ist es zu verstehen, daß Miquel, der vorsichtigste aller Finanzminister, hier auf einmal so sorglos geworden ist? Herr von Miquel ist doch der energischste Verfechter unserer Tarifpolitik. Ihrer Erschütterung dürfte er nur zustimmen, wenn er ihre Grundlage als falsch erkannt und sie daher prinzipiell aufgegeben hätte. Davon ist natürlich keine Rede, wie er selbst betont hat; sollte aber einmal dieser Fall eintreten, so würden die Konsequenzen viel richtiger in der Weise gezogen, daß einfach unsere Eisenbahnfrachten ermäßigt und etwa Staffeltarife eingeführt würden. Dann brauchten wir nicht den theuren und riskanten Kanal zu bauen; die Vortheile würden allen Bewohnern des Landes gleichmäßig zu Gute kommen und damit fiele auch der Streit über die Kompensationen weg.

Das sind die Ergebnisse, zu denen man gelangt, wenn man das Kanalprojekt nach finanziellen Gesichtspunkten prüft. Wir bewältigen den Verkehr billiger als durch den Kanal durch weitere Eisenbahnen. Wir würden durch den Kanal das Rückgrat unserer Finanzen, die Eisenbahnüberschüsse, gefährden. Die Phrase von der Billigkeit der Kanäle hat nur Sinn, wenn man damit die Billigkeit der Frachten meint. Diese ist allerdings eine Thatsache; und es ist kein Wunder, wenn Die um Krupp so großen Lärm um den Kanal schlagen. Man sollte aber aufhören, sich jedesmal zu entrüsten, so oft es ausgesprochen wird, daß der Kanal hauptsächlich den Großindustriellen nützen würde, die ihre Massenartikel billig transportiren wollen.

Diese einfachen finanziellen Erwägungen können meiner Ansicht nach allein bei der Beurtheilung des Projektes maßgebend sein; sie genügen jedenfalls, um eine ablehnende Haltung zu begründen. Was man sonst für den Kanal angeführt hat, ist nicht geeignet, diese Haltung zu erschüttern. Der Kanal soll eine werthvolle Landesmelioration darstellen, — mag sein. Er soll die Industrie beleben; nun ja, wie eben jede Transportverbilligung die Industrie belebt, auch etwa eine Ermäßigung der Eisenbahnfrachten. Gewiß befördert jede Herabsetzung der Tarife an sich die Decentralisation der Industrie; aber gerade der Rhein-Elbe-Kanal würde daneben insofern eine centralistische Tendenz haben, als er eine einzige Kohle, die westfälische, auf Kosten der schlesischen bevorzugen würde. Das ist von allen Seiten anerkannt worden und die schlesischen Abgeordneten haben darauf ihre Kompensationforderungen gegründet. Auf die sonstigen Einwände, die man gegen den Kanal erhoben hat, brauche ich um so weniger einzugehen, als sie das Gesammturtheil in keinem Falle ändern können. Die Behauptung, daß der Kanal die ausländischen Häfen auf Kosten der deutschen bevorzugen würde, ist sehr anfechtbar. Und wenn schließlich noch von dem Bau des Kanals eine Verschlimmerung der Leutenoth auf dem Lande befürchtet wird, so könnte dieser Grund freilich nicht zur Ablehnung des Kanales führen. Wir müssen heuzutage noch immer sehen, so viel Arbeitangebot wie möglich zu schaffen; denn je gesuchter die menschliche Arbeitkraft ist, um so höher steigt sie im Preise. Im Interesse der Arbeiter dürfen wir daher nun und nimmer eine Vorlage deshalb ablehnen, weil sie dem Arbeiter Arbeit schafft. Wer Das thut und damit der Landwirthschaft zu helfen hofft, der treibt Symptomkuren, die noch nie etwas genützt haben.

* * *

Unerfahrene Leute konnten aus dem Kampf um den Kanal lernen, wie sehr unser Parlamentarismus heruntergekommen ist. Nicht Das ist das Traurige, daß unsere Parteien weniger das Wohl des Ganzen als die Wahrung von Einzelinteressen im Auge haben — eine energische Vertretung der natürlichen Interessengruppen des Volkes ist ein ganz wünschenswerther Zustand —, sondern das Betrübende ist die Wahrnehmung, mit wie kleinen Mitteln der Kampf um große Ziele geführt wurde und in welchem Maße bei einschneidenden Fragen Intriguen und taktische Kunststückchen geübt wurden. Nur die Konservativen hielten sich davon frei, können sich aber kein besonderes Verdienst daraus machen; denn sie befanden sich von vorn herein in günstiger Position und brauchten nur den Verlauf der Dinge abzuwarten. Sie beschränkten sich denn auch darauf, ihren Standpunkt ruhig und geschickt zu vertheidigen und namentlich vor einer unge-

bührlichen Aufbauschung der Wichtigkeit des Projektes zu warnen. Den Kompensationssturm entfachten sie aus rein taktischen Gründen und diese Taktik bewährte sich; allen Schachergeschäften aber haben sie fern gestanden und auch mit den Treibereien in der Frage der Gemeidewahlrechtsreform nichts zu schaffen gehabt.

Außerordentlich gehoben hat sich das ganze politische Prestige der Konservativen natürlich durch ihre Festigkeit gegenüber der dortmunder Kaiserrede; sie haben durch diese Festigkeit alle die Knechtesseelen ins Unrecht gesetzt, die es für eine ganz selbstverständliche Sache hielten, daß ein großer Theil der Partei nun muthig zurückweichen würde. Allerdings ist nicht die ganze Partei standhaft geblieben. Der „Reichsbote" schrieb am Tage nach Dortmund: „Unter diesen Umständen bleibt erwägenswerth, ob die konservative Partei, so weit sie oppositionell steht, nicht am Patriotischsten und Klügsten handelte, wenn sie gegenüber der kommenden parlamentarischen Abstimmung über die Vorlage abseits träte und sich der Stimme enthielte. . . . . Die Konservativen haben ihre Pflicht gethan und können nun das Weitere der Zukunft überlassen, indem sie das royalistische Opfer bringen, daß sie die Verantwortung für den Beschluß Denen, die ihn fassen, überlassen und den weiteren Gang nicht mehr aufhalten." Das ist in der That christlich deutsche Gesinnung; Das sind die Royalisten, die allerdings ihren König nie im Stich lassen; Das ist die konservative Partei, die das Kleine Journal verkündete, als es nach der Ablehnung in edler Begeisterung schrieb: „Die konservative Partei ist tot; es lebe die konservative Partei!"

Liberale und Centrum aber haben sich vereint mit der Regirung nach Kräften bemüht, unseren Parlamentarismus in Mißkredit zu bringen. Der ganze Kampf für die Vorlage gruppirte sich um die Person Miquels; auf ihn blickten sofort alle Parteien und auch der Kaiser scheint von ihm die Durchführung des Planes erwartet zu haben. Die übrigen Minister waren Statisten, die voll und ganz ihre Pflicht thaten: Herr von Thielen, der seinen schon vorher bekannten Schneid auch hier bewährte, als er, ein zweiter Galilei, das kühne Wort sprach: „Gebaut wird er doch!", der Freiherr von Hammerstein, der sich immerfort bei den Konservativen entschuldigte, daß er für diese Vorlage eintrat, und der Reichskanzler, der in den Debatten mehrmals eine ganz unheimliche Beredsamkeit an den Tag legte.

Herr von Miquel setzte ganz richtig ein, als er die Gründe für und gegen sorgfältig abwog, ohne zu verhehlen, daß die Bedenken zahlreich und berechtigt seien. Er hat anfangs vollkommen im Sinne der Gegner des Kanals die Wichtigkeit der Vorlage auf das allein richtige Maß zurückgeführt. Am vierzehnten April 1899 erklärte er: „Meine Herren, wir kalkuliren, supponiren, deduziren heute je nach der Auffassung des Einzelnen und je nach seinen ihm zunächst liegenden Interessen. Wir haben es hier mit einer rein wirthschaftlichen Frage zu thun und nicht mit einer politischen." Und als der Abgeordnete Richter meinte: „Es handelt sich hier nicht blos um eine Zweckmäßigkeitfrage, sondern es handelt sich hier um eine politische Kraftprobe. . . Kapitulirt hier die Regirung, so wird . . . ein schwerer Schlag gegen die wirthschaftliche Entwickelung die Folge sein", da entgegnete der Finanzminister am achtzehnten April: „Was nun auch werden wird, lassen wir uns nicht locken durch die Freihändler, wie den Herrn Abgeordneten Richter, der sagt, die Sammlungpolitik wird hiermit begraben, . . . und der sich gewiß freuen würde, wenn alle Herrn aus dem Osten gegen den Kanal stimmen

würden. . . . Möge diese Hoffnung nicht erfüllt werden. Wenn sie aber wirklich erfüllt würde, so wollen Diejenigen, die auf dem Boden des Schutzes der nationalen Arbeit stehen, . . . die Konsequenzen des Herrn Abgeordneten Richter nicht ziehen, sondern diesen Fall als einen doch immerhin vereinzelten ansehen und die eigentlichen Grundlagen des Zusammengehens zwischen Industrie und Landwirthschaft nicht als ausschließend betrachten und damit die Hoffnung des Abgeordneten Richter zunichte machen." (Bravo! rechts. Lachen links.)

Der Finanzminister desavouirte sich aber selbst, als er bald darauf die ruhige Tonart aufgab und aus bekannten Gründen entschiedener auftrat. Jetzt auf einmal wurde die Parole: Kanal um jeden Preis! Die Liberalen unterstützten die Regirung redlich dabei, sprachen immer nur von dem „Kulturwerk ersten Ranges", und weil sie an der Vorlage selbst beim besten Willen nichts Politisches entdecken konnten, so stimmten sie das Klagelied von der „Anarchie der politischen Beamten" an, die es wagten, den Kanal abzulehnen. O, unsere Liberalen! Herr von Miquel rechnete, wie es scheint, ganz einfach: den Beamten wird gedroht, den Schlesiern kommt man in der Kompensationfrage entgegen und das Centrum wird durch die Wahlrechtsvorlage geködert; diese drei Summanden führen die Ueberlegenheit der Kanalfreunde herbei. Leider nur hatte die Rechnung eben so viele Fehler: die Landräthe ließen sich nicht einschüchtern; den Schlesiern waren die Zusagen der Regirung nicht bindend genug, und das ganze Centrum war nicht zu gebrauchen. Zwar hatte es sich bereitwilligst auf Unterhandlungen eingelassen; der Kanal wurde mit der Wahlrechtsreform verkoppelt und auch die Liberalen ließen es sich nicht verdrießen, für die ihnen schädliche Wahlreform einzutreten. Sehr bald aber zeigte sich, daß die Führer ihre Schaar gar nicht in der Gewalt hatten; die Stimmen der Centrumsabgeordneten waren daher gänzlich bedeutunglos, und statt wieder einmal ihre Unentbehrlichkeit bewiesen zu haben, mußte die Centrumspartei die banale Wahrheit des arendtschen Wortes erfahren, daß, wer sich zwischen zwei Anschauungen setzt, keinen dauernden Platz in der politischen Entwickelung Deutschlands erhält. In der zweiten und dritten Lesung machte Miquel noch einige Rettungversuche, aber er fand auf allen Seiten des Hauses nur Mißtrauen und einen gewissen dumpfen Widerstand gegen Alles, was er sagte.

Die Vorlage fiel. Was nun? Die Liberalen wollten den Bruch mit den Konservativen, Auflösung der Kammer und die Eröffnung einer neuen Aera. Ach ja, die liberale Aera! Darauf hatten sie sich schon den ganzen Sommer gefreut und waren daher muthig auf den Konflikt losgesteuert. Aber die Regirung that ihnen den Gefallen nicht. Dazu war auch der Anlaß so ungeeignet wie möglich; außerdem hätte diese Regirung unmöglich gegen die Konservativen regiren können. Die Konservativen hätten gern Alles beim Alten gelassen; aber nach den großen Worten mußte doch Etwas geschehen. So entschloß man sich denn zu kleinen Chikanen und zur Maßregelung der Beamten. Diese Maßnahmen hatten gar keinen Sinn. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Maßregelung der politischen Beamten verfassungwidrig war oder nicht; Das wäre gefährlich, nachdem die Chronik der Majestätbeleidigungprozesse um den interessanten Fall des Herrn Klapper bereichert worden ist, der zu sechs Monaten Festung verurtheilt wurde, weil er die Bestrafung der Landräthe als Verfassungbruch bezeichnet hat. Ganz sicher

aber widerspricht es dem Geist der Verfassung, wenn Beamte wegen ihrer Thätigkeit als Abgeordnete disziplinirt werden; denn zu den Fundamenten unserer Verfassung gehört die absolute Unverantwortlichkeit aller unserer Abgeordneten. Ich habe nicht die mindeste Ursache, mich an dem Treiben gegen Herrn von Miquel zu betheiligen, der seine Kollegen noch immer hoch überragt. Alle Anerkennung aber für seine Verdienste und Fähigkeiten kann nicht blind machen gegen die Thatsache, daß er im Kampf für den Kanal aus den Widersprüchen nicht herausgekommen ist, daß er Fehler auf Fehler gehäuft und auch da, wo er richtig handelte, sich nachher ins Unrecht gesetzt hat. Alles, was dieser Minister in den Kanalverhandlungen that, war verkehrt und darum war die Niederlage, die er und die ganze Regirung erlitt, wohlverdient.

Der Landtag wird von Neuem über das Projekt zu entscheiden haben. Die Linke wird wiederum Alles thun, um das Unternehmen durchzusetzen; das Centrum wird versuchen, eine weniger klägliche Rolle zu spielen und geschlossener aufzutreten; und die Konservativen werden hoffentlich unbeirrt auf dem beschrittenen Wege verharren.

Walter Kamper.

Kapitalistensorgen.

Der „faule Westen" ist recht thöricht. Da liegen Produzenten und Konsumenten in ewigem Hader um die Waarenpreise und die gelehrten Nationalökonomen fabeln von der Bildung der Preise durch Angebot und Nachfrage, für die sie gar wirthschaftliche Gesetze ausgeheckt haben. Wie ganz anders denkt da doch Mütterchen Rußland! Im Gouvernement Warschau versuchten die Grubenbesitzer und Kohlenhändler dem Publikum höhere Preise zu diktiren und fühlten sich darin um so freier, als Syndikate dort unbekannt sind, Jeder also glaubte, thun und lassen zu können, was ihm gefiele. Das war aber doch eine Illusion und schneller, als es sonst je irgendwo gelungen ist, wurden Alle: Produzenten, Großhändler und Kleinhändler unter einen Hut gebracht und das Publikum jeder Auswahl und Sorge, welchem Lieferanten es sich am Besten anvertraue, überhoben. Wie ging Das zu? Sehr einfach, der General-Gouverneur dekretirte mit Genehmigung des Ministers: der Maximalpreis für das Korzec Steinkohlen wird auf einen Rubel fünfzehn Kopeken festgesetzt und wer sich dem Befehl nicht fügt, Das heißt: mehr fordert oder Kohlen zu höherem Preise verkauft, wandert unter freundlicher Reisefürsorge der Administration nach Archangel. Alle Engros- und Detailhändler werden zum Zweck der sofortigen und unweigerlichen Durchführung dieser Regirungverfügung bis auf Weiteres unter Polizeiaufsicht gestellt! Das war wirksam und verständlich und ein herrliches Verfahren, um die dummen Konkurrenzkämpfe zu beseitigen, vor denen wir rückständigen Westeuropäer nicht zur Ruhe kommen können. Oberschlesien kann darauf mit Recht neidisch sein. Droht doch dort zum ersten April eine Erhöhung der Kohlenpreise um sechzig Pfennige, — nicht gerade, weil die Selbstkosten entsprechend gestiegen wären, sondern weil die Verbraucher auf das Produkt angewiesen sind und jeden Preis bewilligen müssen, so lange ihnen die Hilfe des englischen und rheinisch-westfälischen Wett-

bewerbes fehlt. Einige Heißsporne halten es nicht einmal für nöthig, mit der Vertheuerung der Kohle auch nur noch bis dahin zu warten, sondern fordern sie schon für den ersten Februar. Zwar ziert sich die Königliche Centralverwaltung in Zabrze noch ein Wenig, aber es scheint ihr mehr auf den guten Eindruck einer solchen Sprödigkeit beim großen Publikum anzukommen als auf einen ernsthaften Widerstand und so wird auch sie wahrscheinlich nächstens nachgeben; am ersten April mag das selbe Spiel dann noch einmal wiederholt werden! Vielleicht giebt es bei Alledem naive Gemüther, denen es möglich erscheint, daß unseren hochmögenden Bergwerksbesitzern Rücksichten auf das Allgemeinwohl über ihre Geschäftsinteressen gehen. Trifft Das aber schon bei der Preisbestimmung nicht zu, wie viel weniger ist zu erwarten, daß sie günstige Kaufangebote auf ihre Gesammtunternehmen aus Rücksicht auf die einheimische Volkswirthschaft zurückweisen werden. Nur bei den Bankinstituten findet dann der höhere Patriotismus noch eine gesegnete Stelle, weil sie nicht gern gute und dankbare Kunden verlieren, und so lehnt denn jetzt eine der angesehensten westdeutschen Firmen die Finanzirung der an eine ausländische Gesellschaft verkauften Zeche „Kaiser Friedrich" ab. Das Ausland scheint aber von dem ihm angefallenen Bergwerkseigenthum auf deutschem Boden auch nicht sonderlich entzückt zu sein, denn, nachdem die Zeche „Krone" in den Besitz unserer westlichen Nachbarn übergegangen ist, werden heute ihre innerhalb zehn Jahren rückzahlbaren fünfprozentigen Obligationen zu dem lächerlich billigen Kurs von fünfundachtzig Prozent an den Markt gebracht. Obgleich in der Oeffentlichkeit die Warnungrufe immer lauter werden, die auf eine Schmälerung der Montangewinne durch die schwierigen Arbeiterverhältnisse und die Kohlen- und Koksnoth in Folge des Wagenmangels der Eisenbahnen hinweisen, scheint die Spekulation um so weniger davon wissen zu wollen und ignorirt selbst das zeitweilige Ruhebedürfniß der Börse, die geschont sein möchte, bis die Geldverhältnisse wieder einen Baukdiskont von etwa vier Prozent gestatten. Die einzige Belebung geht im Uebrigen zur Zeit von der hohen Politik aus, die sich unter dem neusten Allerweltkurse an der herrlichsten Zukunftmusik ergötzt. Auch die Börse lauscht mit verhaltenem Athem den lockenden Sirenenklängen und schon mögen die Phantasievollsten glauben, den Milliardensegen, den Flottenvergrößerung, koloniale Ausbreitung, neue Märkte und Auftheilung alter Weltreiche über das Deutsche Reich auszugießen versprechen, mit den Händen greifen zu können. Unter diesen Umständen wäre ihr die Vorsicht des preußischen Finanzministers zu wünschen. Keine andere Verwaltung ist in der Perhorrescirung unsolider Anleihewirthschaft so beständig darauf gerichtet, ohne Wechsel auf die Zukunft auszukommen. Während unsere großen Kommunen und Privatunternehmen sich durch keine Rücksicht auf den Stand des Geldmarktes und des Zinsfußes von Neuanlagen abhalten lassen, von denen sie sich Erfolg versprechen, wird in Preußen, so lange das Geld theuer und die Preise für Baumaterialien so hoch sind, trotz allen Versprechungen der Thronrede die Ausführung weiterer Kleinbahnbauten sistirt, selbst solcher, deren Projekte vollständig ausgearbeitet und für die die Mittel bereits bewilligt sind. Eben so wie die Börse, ja, noch mehr, setzt die Industrie ihre Hoffnungen auf die Verstärkung der Flotte, und wenn in diesen Tagen umfangreiche Käufe von Aktien der Donnersmarckhütte an den Börsen vorgenommen wurden, so wußten die kundigen Thebaner eben, daß die

Direktion sich in wenigen Wochen durch die Generalversammlung ermächtigen lassen will, ein neues Stahlwerk für die Befriedigung der Marinebedürfnisse zu errichten. Ist man aus keineswegs romantischen Neigungen also entschlossen, der nationalen Wehrkraft zur See zu dienen, so erinnert man sich aber zugleich doch der internationalen Verflechtung alles großkapitalistischen Thuns und Treibens und wird die Vergrößerung des Unternehmens dazu benützen, den Markt der Aktien durch ihre Einführung an ausländischen Börsen, in erster Reihe in Brüssel, zu erweitern. Die berliner Börse glaubte — was glaubt man nicht Alles einem ersehnten Haussemotiv zu Liebe? — kürzlich der Nachricht von einer bevorstehenden Verschmelzung der Laura- und Donnermarckshütte. Nun, davon kann in Wahrheit gar keine Rede sein: beide Unternehmungen floriren viel zu gut, als daß sie Anlaß haben sollten, eins beim anderen Anschluß zu suchen. Beide werden höchst intelligent geleitet und beide verfügen über reiche Reserven, deren Inanspruchnahme für absehbare Zeit ausgeschlossen ist. Die Laurahütte besitzt in ihren Kohlengrubenfeldern, deren Werth beständig steigt, die Schätze Abdallahs.

Anders steht es mit den ungarischen und österreichischen Kohlen- und Eisenunternehmen, die trotz allen politischen Verstimmungen die innige Verbindung für einander anstreben, die den Politikern beider Reichshälften immer schwerer fällt. Ihr Gewerbe ist verfahren und so suchen sie sich zu befreunden. Misery acquaints a man with strange bedfellows! Der transleithanische Handelsminister wird den Eisenwerken des Landes wegen ihres schlechten Geschäftsresultates, das nach Oesterreich und dem Ausland bestimmte Roheisen auf den Staatsbahnen zum Kostenpreis befördern, und damit die Interessenten einigen Verkehr in den Papieren dieser Unternehmen aufrecht erhalten können, wird an der budapester Börse heuer keine Umsatzsteuer erhoben werden, obgleich der Budgetvoranschlag eine solche bereits eingestellt hatte. Wenn man jetzt in Oesterreich darüber jubelt, daß das Drahtstiftekartell zum ersten Mal eine größere Bestellung auf Draht und Drahtstifte von holländischen Fabriken erhalten hat, so ist Das nur für die Anspruchslosigkeit symptomatisch, die die dortige Allgemeinauffassung der wirthschaftlichen Verhältnisse beherrscht. Sonst wurden diese Bezüge in Deutschland gedeckt. Während aber die deutschen Fabriken — eben so wie die englischen nnd belgischen Etablissements — mit Aufträgen überhäuft waren, befand sich das Donaureich allein in der glücklich unglücklichen Lage, Lieferungen jeden Umfanges für das Ausland übernehmen zu können, weil, so schwach seine Eigenproduktion ist, der Bedarf des inneren Marktes doch noch schwächer war. Stellt der Verkehr in Oesterreich einmal besondere Ansprüche, so fallen die Eisenbahnverwaltungen förmlich aus den Wolken und verzichten von vorn herein darauf, der Ausnahmelage gerecht zu werden. Was hilft es da, daß das Eisenbahnministerium auf glatte Abwickelung der Betriebsaufgaben dringt und das dividendensüchtige Sparsystem der Privatbahnen tadelt? Das besondere Mißgeschick dieser Verwaltungen ist unter Anderem, daß sie Ausgaben und Einnahmen nicht in die rechte Balance zu bringen verstehen. So hat die „Oesterreichische Südbahngesellschaft“ in den letzten drei Jahren nicht weniger als 13 800 000 Gulden in Verbesserungen investirt, ohne ihre Einnahmen irgendwie im entsprechenden Verhältniß zu steigern, und sieht ihre Betriebsunkosten dabei noch um drei Millionen Gulden jährlich wachsen. Die Aktionäre mögen dann noch so unzufrieden sein,

der Verwaltung stehen die Wünsche der österreichischen Regirung, die auf umfangreiche Neubauten und Vermehrung der Betriebsmittel gehen, viel näher als Rücksichten auf ihre Aktionäre, die zum größten Theil Reichsdeutsche sind und sich gefallen lassen müssen, daß ihr Interesse den Ansprüchen einer auswärtigen Regirung preisgegeben werden, auf deren Verhalten sie selbst nicht den mindesten Einfluß auszuüben vermögen. So dürfen sich auch die deutschen Gläubiger spanischer Rente nicht wundern, daß die dortige Regirung für die Stücke, die sich in Händen der Ausländer befinden, eine Couponsteuer von zwölfundeinhalb Prozent einführt, während die einheimischen Besitzer davon frei bleiben, nachdem sie im vorigen Jahre der Finanzreform des Landes einen kleinen Tribut entrichtet haben. Selbstverständlich muß sich in einem von den schlimmsten Unruhen geplagten Lande wie Venezuela das fremde Kapital erst recht das Aergste gefallen lassen und ein neugebackener Präsident tritt ohne Weiteres alle verbrieften Rechte mit Füßen. Komisch wirkt es da, daß die Deutschen, die sich zu Bahnbauten in dem unwirthlichen Lande haben beschwatzen lassen und von ihren Garanten schmählich betrogen worden sind, die Hilfe der Regirung gegen angeblich ungerechte Richtersprüche anrufen, — der selben Regirung, der nichts selbstverständlicher erscheint, als daß das fremde Kapital nach Möglichkeii auszubeuten ist. In Caracas wurden Bankiers und andere Leute, bei denen man Geld vermuthete, auf Befehl der Regirung mit einer sogar für exotische Verhältnisse ganz neuen Art von Civilhaft bekannt gemacht, nicht, weil sie sich weigerten, eigene Schulden, sondern, weil sie nichts davon wissen wollten, Schulden der Regirung zu bezahlen. Erst nachdem sie ihre Ansichten darüber einer unfreiwilligen Revision unterzogen hatten, wurden sie wieder in Freiheit gesetzt. In Buenos-Aires ist es die Stadtverwaltung, die die mit den deutschen Elektrizitätunternehmen geschlossenen Verträge einfach beiseit zu schieben sich anschickt, nachdem die deutschen Gesellschaften mit großen Opfern Konzessionen für Beleuchtung- und Straßenbahnanlagen erworben und den ursprünglichen Widerstand der Bevölkerung mit angestrengter Mühe überwunden haben. Jetzt glauben die weisen Stadtbehörden den Deutschen so viel abgeguckt zu haben, daß sie sie fürderhin entbehren können. Weshalb da noch Verträgen Treue halten? Trotzdem hören wir nicht auf, in die Ferne zu schweifen, und es ist nicht einmal selten, daß Deutsche gegen Deutsche im Ausland auf das Schärfste konkurriren. Was werden uns die neusten Vorgänge in Böhmen bringen, wo fast die gesammte Kohlenarbeiterschaft in Ausstand getreten ist? Werden die deutschen Grubenbesitzer mit Ersatzlieferungen eingreifen? Trotz verlockender Aussicht auf hohe Gewinne wäre Das gefährlich, denn der Kohlenmangel hat nachgerade sämmtliche europäische Produktiongebiete ergriffen. Am Schlimmsten macht er sich zur Zeit in England fühlbar, wo die Knappheit des Materials und die Steigerung des Bedarfes durch den Transvaalkrieg zu Preisen geführt haben, wie sie seit fünfundzwanzig Jahren nicht dagewesen sind. Auch Deutschland hat keinen Ueberschuß für den Export und mag froh sein, wenn es nur einigermaßen den Inlandverbrauch befriedigen kann. Ein Glück wenigsteus, daß die strenge Kälte nicht so lange angehalten hat, um Kohlen zu Hausbrandzwecken außergewöhnlich stark in Anspruch zu nehmen! Die böhmischen Grubenbesitzer werden also wohl nichts Besseres thun können, als die Lohnforderungen ihrer streikenden Arbeiter nach Möglichkeit erfüllen.

Lynkeus.

Notizbuch.

Der Deutsche Kaiser ist vor die rechte Schmiede gegangen, als er sich an die Lehrer der technischen Hochschulen mit der Forderung wandte, sie sollten ihren Schülern die Pflichten gegen die Arbeiter klar machen, denn aus dieser Schülerschaft — und aus der der Bergakademien — gehen die unmittelbaren Vorgesetzten breiter Arbeitermassen hervor. Freilich stehen die technischen Leiter der großen Privatunternehmungen und der Staatsbetriebe als Mitinteressenten in so inniger Verbindung mit dem Kapital, daß es fraglich erscheint, ob irgend welche Ermahnungen und Belehrungen der Professoren stark genug sein können, um dem Interesse auch nur das Gleichgewicht zu halten. Daß jedoch, wie der Kaiser in seiner Anrede an die drei Rektoren äußerte, die „bisherigen Richtungen ja leider in sozialer Beziehung vollständig versagt" hätten, kann durchaus nicht zugegeben werden. Die Universitätprofessoren haben einen sehr heilsamen Einfluß geübt; sie haben vielen tausend gebildeten Männern das soziale Gewissen geweckt und jene gesunden nationalökonomischen Ansichten und jene nützlichen Erkenntnisse verbreitet, ohne die weder auf dem wirthschaftlichen noch auf dem sozialen Gebiet erfolgreich reformirt werden konnte oder kann; daß sie von den Unbelehrbaren unter den Theoretikern und Praktikern als Kathedersozialisten gescholten und angefeindet wurden, ist ihr bester Ruhmestitel. Wenn freilich der Kaiser erwartet, daß irgend eine „Richtung" der „vorübergehenden Erscheinung" der Sozialdemokratie und allem sozialen Streit ein schleuniges Ende bereiten werde, so läßt er sich durch sein sanguinisches Temperament irre führen. Selbst die Bekehrung aller Arbeiter vom Marxismus zum Wolfismus und von revolutionären Gelüsten zur „Königstreue" würde an den sozialen Schwierigkeiten, in denen wir stecken, nichts Wesentliches ändern. Nicht in den malkontenten Redensarten der Sozialdemokraten und in ihren flottenwidrigen Abstimmungen liegt das Uebel, sondern in unserem verwickelten wirthschaftlichen und politischen Zustande, von dem vorläufig kein Mensch voraussehen und voraussagen kann, wie er sich in ferner Zukunft einmal entwirren wird.

β

* * *

Es war nicht schön von Herrn Oertel, daß er den guten alten König Albert in den ganz unbegründeten Verdacht brachte, an der berühmten sächsischen Justiz schuld zu sein; wäre seine Aeußerung nicht im Reichstage gefallen, so müßte er wegen Majestätbeleidigung angeklagt werden. Und was werden die Vertreter der juristischen Wissenschaft zu dem Einfall sagen, die Justiz auf das Königthum gründen zu wollen, da doch jeder Student, wenn er es nicht schon auf dem Gymnasium gelernt hat, schon im ersten Semester erfährt, daß sie aus der römischen Republik stammt? Aber ein Wunder ist es nicht, daß in unklaren Köpfen schließlich ein Chaos entsteht, wenn das ganze Volk von gewissen Phrasen förmlich hypnotisirt ist. Wie werden spätere Geschlechter lachen, wenn sie lesen, daß im heutigen deutschen Bundesstaate, der drei Republiken und ein reichliches Dutzend Herzog-, Großherzog- und Fürstenthümer umfaßt, die neue Tugend der „Königstreue" als Kriterium echter patriotischer Gesinnung erfunden ward! Ist das Wort vielleicht eine Kollektivbezeichnung auch für Herzog-, Fürsten- und Republikentreue? Der nebelhafte Begriff der Königstreue, die manchmal auch monarchische Gesinnung genannt wird, ist ein Wechselbalg aus

zwei reellen, aber unvereinbaren Begriffen: dem der germanischen Mannentreue und dem der modernen Staatsbürgergesinnung. Diese zweite, die Erneuerung des antiken Bügersinnes, fordert, daß ein Jeder seine Pflichten gegen den Staat erfülle und sich erforderlichen Falles für ihn opfere, gleichviel, ob dieser Staat eine Monarchie oder eine Republik ist; entstehen aber konnte diese Gesinnung nur in Republiken, weil es nur in solchen dem Einzelnen zum Bewußtsein kam, daß die res publica zugleich seine eigene Sache sei. Die germanische Mannentreue ist aber das gerade Gegentheil dieser Staatsbürgergesinnung, denn sie gilt einem Einzigen, Einzelnen, nicht dem Gemeinwesen. Eine besondere Konjunktur kann die Sache dieses Einen vorübergehend mit der res publica verschmelzen, nur ist Das nicht der gewöhnliche Zustand, — und im Römischen Reiche deutscher Nation war es nie der Fall. Wurde es doch gerade durch die Mannentreue aufgelöst, da die Stände ihren Territorialfürsten treuer waren als dem Kaiser und dem Reich. Die alte germanische Mannentreue war Das übrigens auch schon nicht mehr; denn diese beruhte darauf, daß sich der Mann selbst seinen Herrn frei wählte und daß Beide einen Jeden von ihnen gleichmäßig bindenden Vertrag mit einander schlossen. Heute, wo Jedermann in das Staatsbürger- oder Unterthanenverhältniß hineingeboren wird, kann schon lange keine Rede mehr davon sein. Die preußischen Offiziere und die märkischen Junker freilich haben noch etwas Aehnliches, da die Einen in ihrem obersten Kriegsherrn, die Anderen in dem Haupte des märkischen Adels einen Herrn verehren, der ihnen zwar durch Geburt zu Theil geworden ist, den sie aber zugleich freiwillig anzuerkennen ihre guten Gründe haben und der ihnen in einem anderen Sinne und in höherem Grade angehört als dem übrigen Volk. Dieses übrige Volk und der Staat jedoch kommen mit der aller urgermanischen Romantik entkleideten modernen Staatsbürgergesinnung vollkommen aus; und unser König und Kaiser steht sich nicht schlecht dabei; wissen doch alle Vernünftigen — und Diese bilden die Mehrzahl —, daß ein lebenslänglicher und erblicher Präsident der Republik der bequemste und trotz hoher Civilliste wohlfeilste ist; und gegen die habsburgische, coburgische oder welfische Dynastie würden doch auch unsere Sozialdemokraten die Hohenzollern nicht austauschen mögen. Was aber die Komoedie des Wetteifers der parlamentarischen Parteien um den Preis der Königstreue zu bedeuten hat, Das wissen heutzutage selbst die politischen Säuglinge und es ist nur zu verwundern, daß nicht der ganze Reichstag in schallendes Gelächter ausbricht, so oft eines seiner Mitglieder das rührende Lied von der alleinigen oder der auch echten Königstreue seiner Partei anstimmt. β

* * *

Es ist ziemlich lange her, daß ich den Rabelais gelesen habe, und ich weiß daher nicht mehr, ist es Panurg, der dem Pantagruel gesteht, daß er heirathen möchte, oder ist's umgekehrt; kurz, der Heirathlustige begründet seinen Wunsch und der Andere sagt jedesmal: Mariez vous donc! Aber zu jedem Grunde fällt Jenem ein Gegengr und ein, nach dessen Darlegung der Andere jedesmal sagt: Poinct donc ne vous mariez! Ein beliebter Romanschreiber hat dieses nette Gespräch nachgeahmt. Warum sollte Das unsereins nicht auch einmal thun? Denken wir uns also einen Bischof von Straßburg, der als Vertreter des bildunghungrigen Theiles seines Klerus mit einem klugen Papst folgendes Gespräch führte. B.: „Ich möchte mich sozusagen mit der deut-

schen Bildung verheirathen und eine theologische Fakultät gründen; es wäre doch hübsch, wenn man in seinem Klerus so verfl. . . . gescheite Kerls hätte wie die Reichensperger, Windthorst, Hitze, die alle an der Universität studirt haben; Lieber hat doch wenigstens beständig Umgang mit Akademikern gehabt, sonst wäre er am Ende gar nicht gescheit geworden." P.: „Nun, so thu's!" B.: „Aber die Leute, die ein freies Studentenleben geführt haben, werden leicht unbotmäßig." P.: „Nun, so laß es!" B.: „Aber kann nicht auch zuviel Disziplin im Regiment der Kirche gefährlich werden? Wie, wenn der Regimentskommandeur ein Rebell oder ein Dummkopf ist? Es kann ja nach mir ein Bischof kommen, der weniger klug und fromm ist als ich und der vom unbedingten Gehorsam seiner Truppe einen schlechten Gebrauch macht." P.: „Nun, so stifte die Fakultät! B.: „Aber wenn nun aus solchen gelehrten Köpfen lauter Döllinger, Reusche und Friedriche werden?" P.: „Nun, so stifte sie nicht!" B.: „Aber wenn uns die im Seminar ausgebildeten, überfrommen Geistlichen mit einer Miß Vaughan und ähnlichen Dummheiten blamiren?" P.: „Nun, so stifte die Fakultät!" B.: „Aber, wenn nun aus diesen Burschen, die in Cerevis-kappen herumschwärmen, verweltlichte Geistliche werden?" P.: „Nun, so bleibe bei der Seminarbildung!" B.: „Ja, was nützt mich die Seminarbildung, wenn die jungen Leute während ihrer Studienzeit sorgfältig vom Leben und den Zeitströmungen abgeschlossen werden und dann auch im Amte dem Leben fremd bleiben, den Zeitgeist nicht verstehen und keinen Einfluß auf Leben und Zeitgeist gewinnen, so so daß uns die ungläubige Wissenschaft die Gebildeten und die Sozialdemokratie das Volk wegkapert?" P.: „Nun, so stifte die Fakultät!" B.: „Aber am Ende wird ein Klerus, der schon von seinen Studienjahren her im Strom der weltlichen Interessen schwimmt, zuletzt auch national, sozial und was sonst Alles, so daß für Klerikales und für Rom in seinem Herzen kein Raum bleibt?" P.: „Nun, so laß es bleiben!" B.: „Aber es ist doch auch nicht schön, wenn verbohrte Kapläne — es können nur seminaristisch gebildete gewesen sein — gleich über eine Communio in sacris zetern, weil die katholischen Militärgeistlichen am Neujahrstag an der vom Kaiser angeordneten und geleiteten Fahnenweihe Theil genommen haben. Durch solchen unklugen Fanatismus können wir uns nur die werthvolle Huld der Allerhöchsten Herrschaften verscherzen und allenfalls eine neue diokletianische Verfolgung heraufbeschwören, wie wir sie unter dem gottlosen Bismarck ausgestanden haben." P.: „Nun, so stifte die Fakultät!" Und so weiter in infinitum. Man braucht das Gespräch nur umzustülpen, so wird eine Unterredung zwischen dem preußischen Kultusminister und dem König daraus; ein Bruchstück davon hat Bismarck einmal zum Besten gegeben, als er bei dem schwierigen Geschäft des vorsichtigen Abbruches des falkschen Gebäudes gestand, der Staat sei selbst schuld daran, daß der katholische Klerus ihm solche Schwierigkeiten bereite, warum habe er ihn so gescheit und tüchtig gemacht! Und mutatis mutandis kann das Gespräch der Oberpräsident von Posen mit dem preußischen Minister des Innern führen. Es bleibt die ewige Qual der Herrschenden, mögen sie Hierarchen, Könige, Fabrikanten, Kapitalisten, Herrenvölker oder herrschende Parteien sein, daß sie zu keiner sicheren Entscheidung der Frage gelangen: Wie fahren wir am Besten, wenn wir über Kluge oder Dumme, Starke oder Schwache, Glückliche oder Unglückliche herrschen? Vor dem jüngsten Tag wird's wohl auch nicht sicher herauskommen, wie die Frage zu entscheiden war. β

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: In Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten Constructionen.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen praktischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Ein Hofrath

und fünf Aerzte begutachteten eidlich vor Gericht meine überraschende Erfindung gegen vorzeitige Schwäche! (Männer)

Broschüre mit diesen Gutachten und Gerichtsurtheil als Doppelbrief franco für **80 Pfg.** Marken.

Paul Gassen,

Köln a. Rh. No. 70.

Die Blookerschen

Cacaotassen

stehen in Detailgeschäften den Käufern von:

BLOOKERS holländ. CACAO

bei 2 Pfund zur Verfügung.

Engros-Lager Berlin N.W., Schiffbauerdamm 16.

Demnächst wird auf Verlangen versandt:

Antiquariats-Katalog 92

Staats- und Socialwissenschaft

Nationalökonomie — Finanzwesen

Etwa 1200 Nummern.

Leipzig. Oscar Schack.

Bei **Wilh. Friedrich, Leipzig** erschienen:

Der Sociale Staat im Staate

von

Johannes C. Barolin

in allen Buchhandlungen zu haben.

Näh. im Prosp.

Dr. Emmerich's Heilanstalt

für **Nerven-** und **Morphium-** und dergl. **Kranke**

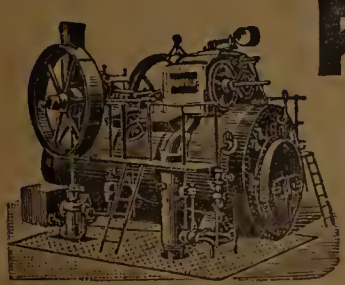
Entziehungskuren ohne Qualen und Zwang

Baden-Baden.

Siehe Dr. E., Die Heilung d. chronischen Morph. ohne Zwang und Qualen. Verlag H. STEINITZ, Berlin. II. verm. u. verb. Auflage.

Dirig. Arzt: Dr. Emmerich. 2 Aerzte

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands.



R. WOLF

Magdeburg-Buckau

Locomobilen

von 4—200 Pferdekraft

sparsamste und dauerhafteste Betriebsmaschinen für

Industrie und Landwirthschaft.

Export nach allen Welttheilen.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pf.

Pilsner, in Gebind., Flaschen u. Siphons. Der Urquell ist das 1842 gegr. Bürgerl. Brauhaus in Pilsen, General-Vertreter F. & M. Camp'ausen, Berlin, Breslau, Hannover, Stettin. Um sich durch Imitationen nicht tauschen zu lassen, wird gebeten, kurzweg zu verlangen: Camphausen's Pilsner Urquell.

PROBIEREN SIE
MERCIER
EXTRA QUALITÉ SEC.

OTARD DUPUY
expedieren nur authentischen
COGNAC.

Erstaunen

und allgemeine Bewunderung erregt unsere durch unzählig Anerkennungen ausgezeichnete Schweizer

Schwarz-Stahl-Wecker-Uhr,

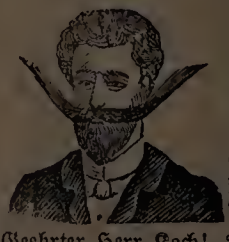
Remont. mit hochf. Präcis.-Werk, auf die Sekunde regulirt u. 3 jähr Garantie. Diese Uhr ist nicht nur bewundernswerth wegen ihrer prachtv. solid. Ausführung mit Gold-Doublé-Krone und Bügel sondern insbesond. durch ihre ungemein praktische Wecker-Vorrichtung die es Jedermann ermöglicht, zu einer bestimmten Stunde an irgend ein Vorhaben erinnert oder geweckt zu werden. Der Alarm ist derart laut, daß ein Verschlafen ausgeschlossen ist. Unsere **Wecker-Uhr** ist daher als unverwüstl. und prakt. **Strapazir-Uhr** unentbehrlich für die Herren Reisende, Beamte, Militär 2c. Jedermann, der selbst im Besitze einer Gold-Uhr ist, legt selbe bei Seite u. trägt unsere viel praktischere **Taschen-Wecker-Uhr,**

Preis nur Mk. 16,50 porto- und zollfrei.

Dieselbe mit beliebigem **echt Gold-Doublé-Initiale** (wie Zeichnung) Mk. **3.50** p. St. mehr. Stahl-Damen-Uhren Mk. **16.—**. Hierzu passende elegante Herren- oder Damen-Gold-Doublé-Ketten Mk. **3—6** p. Stück. **Schwarz-Stahl-Uhr ohne Wecker** mit beliebig. **Gold-Doublé-Initiale** auf d. Sprungdeckel (wie Zeichnung) **Mk. 15.—** franko. Versand gegen Voraussendung od. Nachnahme d. Betrages, — nicht zusag. Zurücknahme, — durch die

Commandit-Gesellschaft Etablissement d'horlogerie in Basel.
F. Genf (Schweiz). Lieferanten der allerhöchsten Aristokratie, d. Armee u. Marine.

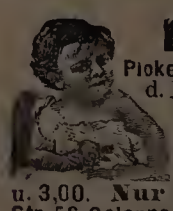
Aramint Feinster Likör
Aramint-Likörfabrik, Leipzig
3 1/1 Fl. M. 8 1/2 fro. (Qual. Chartreuse). 2947



Daß **Fixolin** das **Wachstum** des **Schnurrbartes** wirklich befördert, beweist klar und deutlich folgende Anerkennung.

Geehrter Herr Koch! Der Fixolin hat bei mir furchtbar gewirkt. Ich habe in kurzer Zeit einen sehr schneidigen Schnurrbart bekommen. Dafür spreche Ihnen meinen besten Dank aus.
M. 10. 12. 99. **E. A.**

Nur allein
echt zu beziehen in Dosen zu **Mk. 1.50** und **Mk. 2.50.** Porto 20 Pfg., bei Nachnahme 20 Pfg. mehr, von
Paul Koch, kosmet. Laboratorium,
Gelsenkirchen No. 302.



Mitesser,
Pickel u. and. Unreinigkeiten d. Haut beseitigt sicher u. sofort **„Akneton"** (ges. geschützt) Hautreiniger und Teintverschönerer. **Preis M 1,50 u. 3,00. Nur Berlin u. nur Leipziger Str. 56, Colonnaden, b. Franz Schwarzlose.**

Für Inserate verantwortlich: Max Egert, Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.